

Stephen C. Levinson

Pragmatik

Neu übersetzt von Martina Wiese

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2000



Kapitel 3 Konversationelle Implikaturen

3.0 Einführung

Das Konzept der **konversationellen Implikatur** ist eine der ganz wichtigen Ideen in der Pragmatik (wir werden zur Abkürzung häufig einfach **Implikatur** sagen, doch unten werden auch Unterschiede zwischen dieser und anderen Arten von Implikaturen dargelegt). Daß sich die neueren pragmatischen Arbeiten so intensiv mit diesem Begriff auseinandersetzen, hat mehrere Gründe. Erstens sind Implikaturen ein typisches Beispiel für das Wesen und die Überzeugungskraft pragmatischer Erklärungen von sprachlichen Phänomenen. Die Wurzeln dieser Art von pragmatischen Schlußfolgerungen liegen offenbar außerhalb der Sprachstruktur, in einigen allgemeinen Prinzipien für kooperative Interaktionen, und dennoch haben diese Prinzipien eine durchschlagende Wirkung auf die Beschaffenheit der Sprache. Der Implikaturbegriff bietet daher anscheinend einige bedeutende funktionale Erklärungen sprachlicher Fakten.

Zweitens läßt sich an Implikaturen anschaulich erklären, inwiefern man (in einem allgemeinen Sinne) mehr meinen kann, als man tatsächlich 'sagt' (d.h. mehr, als durch den konventionellen Gehalt der geäußerten sprachlichen Ausdrücke wörtlich übermittelt wird).¹ Nehmen wir das Beispiel

- (1) A: Kannst du mir sagen, wie spät es ist?
B: Nun, der Milchmann war da

¹ Grice gebraucht die Wendung *das Gesagte* als technischen Begriff für den wahrheitsfunktionalen Gehalt eines Ausdrucks, was möglicherweise etwas weniger umfaßt als den vollständigen konventionellen Gehalt.

Von einer Semantiktheorie können wir über diesen minimalen Wortwechsel bestenfalls erfahren, daß es zumindest eine Lesart gibt, die folgendermaßen zu paraphrasieren wäre:

- (2) A: Bist du in der Lage, mir zu sagen, wie spät es ist?
 B: [pragmatisch interpretierte Partikel]² der Milchmann kam zu einer Zeit, die vor der Sprechzeit lag

Einem Muttersprachler ist jedoch klar, daß in einem solchen Wortwechsel normalerweise sehr viel mehr mitgeteilt wird, nämlich etwa das kursiv Gedruckte in (3).

- (3) A: Bist du in der Lage, mir zu sagen, wie spät es *zum gegenwärtigen Zeitpunkt* ist, *und wenn ja, sag es mir bitte*
 B: *Nein, ich weiß nicht genau, wie spät es zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist, aber ich kann dir eine Information geben, die dich vielleicht in die Lage versetzt, die richtige Zeit annähernd zu erschließen, nämlich der Milchmann war da*

(Entsprechende englische Beispiele werden in R. Lakoff 1973a und Smith & Wilson 1979: 172ff. erörtert.) Natürlich wird der eigentliche Kern des Wortwechsels, nämlich die Bitte um eine bestimmte Information und der Versuch, diese Information so vollständig wie möglich zu liefern, in (2) nicht im geringsten direkt ausgedrückt. Die Kluft zwischen dem, was in (2) wörtlich *gesagt* wird, und dem, was in (3) übermittelt wird, ist demnach so tiefgehend, daß eine Semantiktheorie nicht mehr als einen Bruchteil davon erklären kann, wie wir mit Sprache kommunizieren. Der Begriff der Implikatur verspricht, diese Kluft zu überbrücken, indem er eine Erklärung bietet, wie zumindest große Teile des kursiv Gedruckten in (3) erfolgreich übermittelt werden.

Drittens verspricht der Implikaturbegriff wesentliche Vereinfachungen der Struktur wie auch des Inhalts semantischer Beschreibungen. Betrachten wir die folgenden Sätze:

- (4) Der einsame Cowboy sprang auf sein Pferd und ritt in den Sonnenuntergang
 (5) Die Hauptstadt von Frankreich ist Paris und die Hauptstadt von England ist London
 (6) ??Der einsame Cowboy ritt in den Sonnenuntergang und sprang auf sein Pferd³

² Die Bedeutung von *well*, das in manchen Verwendungen dem deutschen *nun* entspricht, wird in Abschnitt 3.2.6 erörtert.

- (7) Die Hauptstadt von England ist London und die Hauptstadt von Frankreich ist Paris

Die Bedeutung von *und* in (4) und (5) scheint recht unterschiedlich zu sein: In (4) bedeutet es offenbar 'und dann'; demzufolge klingt (6) merkwürdig, weil man sich die beiden Ereignisse in umgekehrter Reihenfolge nicht gut vorstellen kann. Doch in (5) hat *und* nicht die Bedeutung 'und dann'. Hier bedeutet *und* offenbar einfach das, was es nach der Standard-Wahrheitstafel für & bedeuten würde – daß das Ganze genau dann wahr ist, wenn beide Konjunkte wahr sind. Demzufolge hat es keinerlei Auswirkung auf die Bedeutung, wenn man die Reihenfolge der Konjunkte wie in (7) umkehrt. Von solchen Beispielen ausgehend, haben die Semantiker traditionellerweise einen von zwei Kursen eingeschlagen: Sie können entweder behaupten, das Wort *und* habe zwei verschiedene Bedeutungen und sei daher einfach ambig, oder sie können die Meinung vertreten, die Bedeutungen der Wörter im allgemeinen seien vage und wandelbar und würden durch die kollokative Umgebung beeinflusst. Wählen die Semantiker den ersten Kurs, so sind sie bald damit beschäftigt, den scheinbar einfachsten Wörtern einen unendlichen Wust an Bedeutungen anzuhängen. So könnten (8) und (9) zu der Vermutung führen, *weiß* sei mehrdeutig, denn in (8) scheint es zu bedeuten 'nur oder völlig weiß', in (9) dagegen kann es nur heißen 'teilweise weiß'.

- (8) Die Fahne ist weiß
 (9) Die Fahne ist weiß, rot und blau

Die Semantiker, die sich für den anderen Kurs entscheiden, daß die Bedeutungen in natürlichen Sprachen wandelbar, unscharf und austauschbar seien, sind kaum in einer besseren Position. Wie wissen die Hörer dann (und das tun sie zweifellos), welchen der verschiedenen Werte *weiß* in (8) hat? Das Problem einfach zu ignorieren, nützt ebenso wenig, denn dann stellt man bald fest, daß die Semantik innere Widersprüche aufweist. So folgt aus (10) offensichtlich (11); doch bauen wir dann die 'unsichere' Interpretation aus (11) in die Bedeutung von *möglich* ein, so müßte (12) einen glatten Widerspruch ergeben. Das ist aber nicht der Fall.

- (10) Es ist möglich, daß es auf dem Mars Leben gibt
 (11) Es ist möglich, daß es auf dem Mars Leben gibt, und es ist möglich, daß es auf dem Mars kein Leben gibt

³ Wie gesagt, zeigt das Symbol ?? pragmatische Anomalie an, * semantische oder syntaktische Anomalie, und bei ? ist offen, von welcher Art die Anomalie ist.

- (12) Es ist möglich, daß es auf dem Mars Leben gibt, und tatsächlich ist es nun erwiesen, daß es so ist

Der Begriff der Implikatur verspricht einen Ausweg aus all diesen Dilemmas, denn nun läßt sich behaupten, daß Ausdrücke in natürlichen Sprachen meistens einfache, stabile und einheitliche Bedeutungen haben, daß aber dieser stabile semantische Kern häufig eine instabile, kontextspezifische pragmatische Hülle hat, die aus einer Menge an Implikaturen besteht. Solange der Begriff der Implikatur präzise und vorhersagbar ist, ist dies eine echte und grundlegende Lösung der Probleme, die wir gerade verdeutlicht haben.

Wichtig ist dabei, daß diese Vereinfachung der Semantik nicht nur lexikalische Probleme löst. Sie ermöglicht auch eine Semantik, die auf einfachen logischen Prinzipien beruht. Das sieht man daran, daß mit der Einführung der pragmatischen Schlußfolgerungen, die wir Implikaturen nennen, die scheinbar eklatanten Unterschiede zwischen logischer und natürlicher Sprache zu verblassen scheinen. Bei der Erörterung der 'logischen' Ausdrücke, *und*, *oder*, *wenn ... dann*, *nicht*, der Quantoren und der Modalausdrücke gehen wir noch genauer darauf ein.

Viertens sind Implikaturen oder zumindest ein eng verwandter Begriff offensichtlich einfach unverzichtbar, wenn man verschiedene grundlegende Fakten über Sprache richtig erklären möchte. So erfordern Partikeln wie *nun*, *jedenfalls* oder *übrigens* in einer Bedeutungstheorie eine Spezifikation ihrer Bedeutung wie alle anderen Wörter auch; doch wenn wir überlegen, was sie bedeuten, werden wir die pragmatischen Mechanismen heranziehen müssen, die Implikaturen erzeugen. Wir werden auch sehen, daß bestimmte syntaktische Regeln anscheinend von Implikaturen beeinflusst werden und daß sich aus Implikaturen interessante Beschränkungen dafür ergeben, was in natürlichen Sprachen eine mögliche lexikalische Einheit ist.

Und schließlich lassen sich mit den wenigen grundlegenden Prinzipien, die Implikaturen erzeugen, eine Vielzahl scheinbar voneinander unabhängiger Fakten erklären. So bieten wir unten Erklärungen dafür an, warum es im Deutschen kein Lexem *nalle* mit der Bedeutung 'nicht alle' gibt, warum die Logik von Aristoteles fehlerhaft ist, was es mit 'Moore's Paradox' auf sich hat, inwiefern offensichtliche Tautologien wie *Krieg ist Krieg* einen Sinn haben können, wie Metaphern funktionieren, und vieles andere mehr.

3.1 Grice' Implikaturtheorie

Anders als viele andere Themen der Pragmatik haben die Implikaturen noch keine lange Geschichte.⁴ Die Kernideen, die Grice 1967 bei den William-James-Vorlesungen in Harvard vortrug, sind immer noch erst teilweise veröffentlicht (Grice 1975, 1978; eine auszugsweise deutsche Übersetzung findet sich in Kußmaul 1980). Seine Ausführungen waren relativ kurz und sollten lediglich Anregungen für weiterführende Arbeiten liefern.

Bevor wir Grice' Vorschläge erörtern, sollten wir zunächst klarstellen, daß die zweite Haupttheorie, die Grice entwickelt hat, nämlich seine in Kapitel 1 dargelegte Theorie der Bedeutung-*nn*, im allgemeinen nicht mit seiner Implikaturtheorie in Verbindung gebracht wird (vgl. Walker 1975), daß aber in Wahrheit eine wichtige Beziehung zwischen beiden besteht. Betrachtet man Grice' Theorie der Bedeutung-*nn* als eine Theorie der Kommunikation, so erklärt sie folglich, wie eine Kommunikation auch ohne die konventionellen Mittel, mit denen man eine Botschaft übermittelt, zustandekommen kann. Außerdem erklärt sie, wie man – im strengen Griceschen Sinne der nicht-natürlichen Bedeutung – mehr ausdrücken kann, als tatsächlich gesagt wird. Offenbar können wir aus einer Äußerung oft eine Reihe von Schlußfolgerungen ableiten, doch möglicherweise sind nicht alle diese Schlußfolgerungen kommunikativ im Griceschen Sinne, weil nicht beabsichtigt wurde, daß sie als beabsichtigt erkannt werden. Die Art von Schlußfolgerungen, die man Implikaturen nennt, sind immer von dieser speziellen Absicht gekennzeichnet, und in der Theorie der Implikaturen wird eine Möglichkeit umrissen, wie sich solche nicht-konventionellen Schlußfolgerungen übermitteln lassen, während gleichzeitig das Kriterium der Kommunikation aus Grice' Theorie der Bedeutung-*nn* erfüllt wird.

Die zweite Theorie von Grice, in der er das Konzept der Implikatur entwickelt, ist im wesentlichen eine Theorie des Sprachgebrauchs. Grice geht davon aus, daß es eine Menge übergreifender Annahmen gibt, die den Gesprächsverlauf steuern. Diese entstehen anscheinend aus grundlegenden rationalen Überlegungen und lassen sich als Richtlinien für den effizienten und wirkungsvollen Gebrauch von Sprache im Gespräch zu kooperativen Zwecken formulieren. Als Richtlinien dieser Art

⁴ In der Philosophie wurde freilich viel über den Nutzen des Begriffs der pragmatischen Implikation nachgedacht, und z.B. in Fogelin 1967 finden sich einige Ideen, die gewissermaßen Vorläufer von Grice' Vorschlägen waren.

nennt Grice vier grundlegende **Konversationsmaximen** oder allgemeine Prinzipien, die dem effizienten und kooperativen Sprachgebrauch zugrundeliegen und gemeinsam ein generelles **Kooperationsprinzip** ausdrücken. Diese Prinzipien lauten folgendermaßen:

(13) *Das Kooperationsprinzip*

Gestalte deinen Gesprächsbeitrag so, wie es die anerkannte Zielsetzung oder Richtung des Gesprächs, an dem du beteiligt bist, zum betreffenden Zeitpunkt erfordert

(14) *Die Maxime der Qualität*

Versuche deinen Gesprächsbeitrag so zu gestalten, daß er wahr ist – genauer:

- (i) Sage nichts, von dessen Wahrheit du nicht überzeugt bist
- (ii) Sage nichts, wofür du keine hinreichenden Beweise hast

(15) *Die Maxime der Quantität*

- (i) Mache deinen Gesprächsbeitrag so informativ wie (für die augenblicklichen Gesprächszwecke) nötig
- (ii) Mache deinen Gesprächsbeitrag nicht informativer als nötig

(16) *Die Maxime der Relation*

Mache deine Gesprächsbeiträge relevant

(17) *Die Maxime der Modalität*

Sei verständlich – genauer:

- (i) Vermeide Unklarheit im Ausdruck
- (ii) Vermeide Mehrdeutigkeit
- (iii) Fasse dich kurz
- (iv) Sei methodisch

Kurz gesagt, legen diese Maximen fest, was Gesprächsteilnehmer tun müssen, um ein Gespräch möglichst effizient, rational und kooperativ zu führen – sie sollten sich aufrichtig, relevant und klar ausdrücken und dabei hinreichende Informationen liefern.

Diese Auffassung von Kommunikation ruft sofort Widerspruch hervor: Was hier beschrieben wird, wäre wohl ein Paradies für Philosophen, aber so redet doch niemand wirklich die ganze Zeit! Das ist jedoch gar nicht das, worauf Grice eigentlich hinauswill. Er gibt bereitwillig zu, daß die Menschen diese Richtlinien durchaus nicht buchstabengetreu befolgen. Vielmehr orientiert man sich bei den meisten normalen Gesprächen an diesen Prinzipien, so daß die Hörer, auch wenn das Gespräch schein-

bar gegen die Prinzipien verstößt, annehmen, daß sie dennoch auf einer tieferen Ebene befolgt werden. Ein Beispiel soll das verdeutlichen:

(18) A: Wo ist Willi?

B: Vor Susannes Haus steht ein gelber VW

Hier ist B's Beitrag, wörtlich genommen, keine Antwort auf A's Frage und scheint daher zumindest die Maximen der Quantität und der Relation zu verletzen. Man könnte also annehmen, daß die Äußerung von B als nicht-kooperative Reaktion interpretiert wird, als ein Beiseiteschieben von A's Anliegen mit einem Themenwechsel. Doch natürlich versucht man trotz dieses *scheinbaren* Verstoßes gegen die Kooperation, B's Äußerung auf einer tieferen (nicht-oberflächlichen) Ebene als kooperativ zu betrachten. Dazu geht man zunächst davon aus, daß sie kooperativ ist, und überlegt dann, welche Verbindung zwischen Willis Aufenthaltsort und dem Standort eines gelben VW bestehen könnte; das führt dann zu der Vermutung (die B erfolgreich übermittelt), daß Willi, falls er einen gelben VW besitzt, in Susannes Haus sein könnte.

In diesen Fällen werden Schlußfolgerungen gezogen, damit die Annahme der Kooperation aufrechterhalten werden kann. Die Schlußfolgerungen entstehen nur deshalb, weil man diese Annahme trotz gegenteiliger oberflächlicher Hinweise macht. Diese Art von Inferenz nennt Grice *Implikatur* oder, genauer, *konversationelle Implikatur*. Grice behauptet also nicht, daß man diese Maximen an der Oberfläche immer befolgt, sondern daß man vielmehr das Gesagte so oft wie möglich so interpretiert, daß es den Maximen zumindest auf irgendeiner Ebene entspricht.

Was aber ist der Ursprung dieser Maximen des Gesprächsverhaltens? Sind es konventionelle Regeln, die wir lernen, wie wir beispielsweise auch Tischmanieren lernen? Nach Grice sind die Maximen keine willkürlichen Konventionen, sondern beschreiben rationale Strategien für einen kooperativen Austausch. Demnach müßten sie auch Aspekte des nicht-sprachlichen Verhaltens steuern, und tatsächlich scheint das der Fall zu sein. Stellen wir uns beispielsweise vor, daß A und B ein Auto reparieren. Interpretiert man die Maxime der Qualität als Aufforderung zu echtem, aufrichtigem Handeln (was wir ohnehin tun müssen, wenn wir die Maxime auf Fragen, Versprechen oder Einladungen ausdehnen möchten), so verstößt B dagegen, wenn er um Bremsflüssigkeit gebeten wird und A wissentlich Öl gibt oder aufgefordert wird, die Radmuttern festzudrehen, und nur so tut, als ob. Entsprechend verstößt A gegen die Maxime der Quantität, also gegen die Forderung, die Proportionen zu wahren, wenn B drei Schrauben braucht und A ihm wissentlich nur eine

gibt oder 300. Dasselbe gilt für die Relation – möchte B drei Schrauben haben, so möchte er sie *jetzt* haben und nicht in einer halben Stunde. Und schließlich verstößt B gegen die Maxime der Modalität, die Klarheit verlangt, wenn A eine Schraube der Größe 8 braucht, aber B ihm die Schraube in einer Schachtel reicht, die normalerweise Schrauben der Größe 10 enthält. In allen diesen Fällen liegt keine vollständige Kooperation im natürlichen Sinne vor, weil das eine oder andere nonverbale Pendant der Konversationsmaximen verletzt wird. Das läßt vermuten, daß sich die Maximen tatsächlich von allgemeinen rationalen Überlegungen ableiten, die auf sämtliche Arten des kooperativen Austauschs anwendbar sind; in diesem Falle müßten sie sogar universal anwendbar sein – soweit das andere, kulturspezifische Interaktionsbeschränkungen erlauben. Im großen und ganzen scheint dies auch zuzutreffen.

Das linguistische Interesse an den Maximen gründet sich freilich darauf, daß sie Schlußfolgerungen erzeugen, die über den semantischen Gehalt der geäußerten Sätze hinausgehen. Solche Schlußfolgerungen sind per definitionem konversationelle Implikaturen, wobei der Begriff *Implikatur* in Kontrast zu Begriffen wie *logische Implikation*, *Folgerung* und *logische Folge* stehen soll, denn diese bezeichnen normalerweise Inferenzen, die allein aus dem logischen oder semantischen Gehalt gezogen werden.⁵ Implikaturen sind aber keine semantischen Inferenzen, sondern Schlußfolgerungen, die sowohl auf dem Gehalt des Gesagten beruhen als auch auf einigen besonderen Annahmen über den kooperativen Charakter einer normalen verbalen Interaktion.

Diese Schlußfolgerungen treten in mindestens zwei Varianten auf – je nachdem, wie der Sprecher die Maximen behandelt. **Befolgt** der Sprecher die Maximen relativ direkt, so verläßt er sich möglicherweise dennoch darauf, daß der Angesprochene das Gesagte erweitert, indem er aufgrund der Annahme, daß der Sprecher die Maximen befolgt, einige einfache Schlußfolgerungen zieht. Betrachten wir folgenden Wortwechsel:

(19) A (zu einem Passanten): Mir ist gerade das Benzin ausgegangen

B: Oh, da vorne um die Ecke ist eine Tankstelle

⁵ Um den Kontrast zu unterstreichen, schränkt Grice den Gebrauch des Terminus *implicate* bewußt ein, so daß in erster Linie Sprecher etwas implizieren, während Sätze, Behauptungen oder Propositionen logische Relationen eingehen. Wenn wir jedoch eine Äußerung als Kombination von einem Satz und einem Kontext betrachten, dürfen wir entsprechend sagen, daß Äußerungen Implikaturen haben; wir werden diese in der Linguistik übliche Terminologie hier übernehmen.

Hier soll B's Äußerung wohl implizieren, daß A dort Benzin bekommen kann, und er wäre zweifellos nicht ganz kooperativ, wenn er wüßte, daß die Tankstelle geschlossen oder das Benzin dort ausverkauft ist (so entsteht die Inferenz). Wir bezeichnen diese Schlußfolgerungen, die auf dem Befolgen der Maximen beruhen, als **Standardimplikaturen** (der Begriff stammt nicht von Grice; er führt den Terminus **generelle Implikatur** für eine Teilmenge dieser Implikaturen ein, für deren Inferenz keine besonderen kontextuellen Bedingungen erforderlich sind).⁶

Maximen können auch Inferenzen erzeugen, wenn der Sprecher die Maximen bewußt und demonstrativ verletzt oder sie (wie Grice sagt) **mißachtet**. Betrachten wir das folgende Beispiel:

(20) A: Kaufen wir was für die Kinder

B: Gut, aber kein E-I-S

Hier verstößt B demonstrativ gegen die Maxime der Modalität (drücke dich verständlich aus), indem er das Wort *Eis* buchstabiert und damit A zu verstehen gibt, daß er Eis in Gegenwart der Kinder nicht direkt erwähnen will, weil sie sonst vielleicht sofort welches haben möchten.

Beide Implikaturarten sind von großer Bedeutung. Um ihren Unterschied zu verdeutlichen, folgen nun jeweils einige weitere Beispiele, geordnet nach den Maximen, die sie erzeugen. Wir beginnen mit Beispielen für Implikaturen, die direkt auf der Annahme beruhen, der Sprecher beachte die Maximen, und die den übermittelten Gehalt einfach mit gewissen Einschränkungen erweitern (das Symbol +> bedeutet 'die Äußerung des vorangegangenen Satzes impliziert im allgemeinen das folgende').

Qualität

(21) Peter hat zwei Dokortitel

+> Ich glaube das und habe ausreichende Beweise dafür

(22) Hat Ihr Hof 400 Hektar?

+> Ich weiß nicht, ob es so ist, und will wissen, ob es so ist

⁶ Ich habe für das Verhalten, das die Standardimplikaturen erzeugt, den Begriff der *Befolgung* der Maximen gewählt, um ihn Grice' Begriff der *Mißachtung* gegenüberzustellen. Der Mangel an terminologischer Differenzierung beruht vermutlich auf der irigen Annahme, daß alle Standardimplikaturen generelle sind. Siehe Abschnitt 3.2.3.

Das erste Beispiel liefert eine Erklärung für 'Moore's Paradox', also dafür, warum Äußerungen wie (23) nicht akzeptabel sind:⁷

(23) ??Peter hat zwei Dokortitel, aber das glaube ich nicht

Dieser Satz ist pragmatisch abweichend, weil er der Standardimplikatur der Qualität widerspricht, daß man glaubt, was man behauptet. In Beispiel (22) wird der Bereich der Qualität einfach ausgedehnt, indem *Wahrheit* als ein Sonderfall der Aufrichtigkeit betrachtet wird, die für Behauptungen gilt. Stellt man eine Frage, so ist üblicherweise davon auszugehen, daß man sie aufrichtig stellt und demnach wirklich nicht die erbetene Information besitzt und sie benötigt. (Bei der Behandlung der **Sprechakte** in Kapitel 5 werden wir sehen, daß diese Inferenzen häufig als **Gelingensbedingungen** bezeichnet werden, als hätten sie mit Implikaturen überhaupt nichts zu tun.) In einer Situation, die Kooperation erfordert, gilt also normalerweise: Behauptet man etwas, so impliziert man, daß man es glaubt, stellt man eine Frage, so impliziert man, daß man wirklich eine Antwort haben möchte, und – in ähnlicher Weise – verspricht man, *x* zu tun, so impliziert man, daß man wirklich beabsichtigt, *x* zu tun und so weiter. Jeder andere Gebrauch solcher Äußerungen wäre wahrscheinlich nicht echt oder eine Täuschung und würde somit vermutlich die Maxime der Qualität verletzen.

Quantität

Auf dieser Maxime beruhen einige der interessantesten Standardimplikaturen. Nehmen wir an, ich sage

(24) Hanna hat vierzehn Kinder

Damit impliziere ich, daß Hanna nur vierzehn Kinder hat, obwohl es mit der Wahrheit von (24) vereinbar wäre, wenn Hanna in Wirklichkeit zwanzig Kinder hätte. Man wird mir diese Implikation unterstellen, weil ich es aufgrund der Maxime der Quantität ('sage so viel, wie erforderlich

⁷ Grice (1978: 114) möchte den Begriff Implikatur im Grunde nicht auf die Inferenz in (21) anwenden, weil dort nur die Maxime der Qualität an sich ausgedrückt wird. Diese Inferenz als Implikatur zu behandeln, ist auch deshalb problematisch, weil Implikaturen (wie wir noch sehen) negierbar sind, und das würde bedeuten, daß (23) eigentlich nicht abweichend wäre. Eine mögliche Erklärung wäre, daß es neben einer allgemeinen Maxime der Qualität, die für assertorische und nicht-assertorische Sprechakte gilt, die zusätzliche Konvention gibt, daß man *p* glauben und wissen sollte, wenn man *p* behauptet (vgl. Gazdar 1979: 46ff.).

ist') gesagt hätte, wenn sie zwanzig Kinder hat. Da ich das nicht getan habe, muß ich beabsichtigen zu übermitteln, daß Hanna nur vierzehn Kinder hat. Entsprechend läßt sich das folgende, bereits unter (8) aufgeführte, Beispiel interpretieren:

(25) Die Fahne ist weiß

Da ich nichts darüber gesagt habe, daß die Fahne noch andere Farben enthält, was für den Fortgang des Gesprächs möglicherweise von großer Bedeutung ist, darf man annehmen, daß ich impliziere, daß die Fahne keine weiteren Farben aufweist und demnach ganz weiß ist. Oder stellen wir uns den folgenden Wortwechsel vor:

(26) A: Wie ist es Harald gestern vor Gericht ergangen?

B: Oh, er hat eine Geldstrafe bekommen

Erweist sich später, daß Harald außerdem zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden ist, so könnte man B (falls er das von Anfang an gewußt hat) zweifellos die Irreführung von A vorwerfen, weil er nicht alle Informationen geliefert hat, die die Situation wohl erfordert hätte.

Alle diese Beispiele beruhen auf der ersten, anscheinend wichtigeren, Teilmaxime der Quantität, die die Übermittlung vollständiger Informationen einfordert. Die Maxime bewirkt, daß den meisten Äußerungen eine pragmatische Inferenz hinzugefügt wird, die besagt, daß die betreffende Aussage die stärkste oder informativste ist, die in der gegebenen Situation gemacht werden kann.⁸ In vielen Fällen lassen sich die Implikaturen umschreiben, indem man dem propositionalen Gehalt des Satzes *nur* hinzufügt, wie 'Hanna hat nur vierzehn Kinder', 'die Fahne ist nur weiß' oder 'Harald hat nur eine Geldstrafe bekommen'.

Relation

Auch diese Maxime erzeugt eine Vielzahl von Standardimplikaturen. So werden Imperative, wann immer es möglich ist, so interpretiert, daß sie für die gegenwärtige Interaktion relevant sind, und demzufolge als Aufforderungen betrachtet, sofort eine bestimmte Handlung auszuführen.

(27) Gib mir das Salz

+> Gib mir das Salz jetzt

⁸ Das heißt, die stärkste Aussage, die *relevanterweise* gemacht werden kann. Weil man in solchen Fällen implizit die Maxime der Relation heranzieht, haben Wilson & Sperber (1981) behauptet, daß diese Maxime den anderen Maximen eigentlich übergeordnet ist.

Oder sehen wir uns noch einmal Beispiel (1) an:

(28) A: Kannst du mir sagen, wie spät es ist?

B: Nun, der Milchmann war da

Nur wenn man davon ausgeht, daß B's Äußerung relevant ist, läßt sie sich so interpretieren, daß sie A's Frage zum Teil beantwortet. Die Schlußfolgerung sieht etwa so aus: Nehmen wir an, B's Äußerung ist relevant; ist sie relevant, so müßte sie, unter der Voraussetzung, daß A eine Frage gestellt hat, eine Antwort auf die Frage sein; die Annahme, B beantworte A's Frage kooperativ, läßt sich nur dann mit dem Inhalt von B's Äußerung vereinbaren, wenn man annimmt, daß B nicht in der Lage ist, die vollständige Information zu liefern, aber glaubt, das Kommen des Milchmanns könnte es A ermöglichen, eine Teilantwort abzuleiten; so könnte A folgern, B habe die Absicht zu übermitteln, daß es zumindest später ist als zu der Zeit, zu der der Milchmann normalerweise kommt. Entsprechende Schlußfolgerungen lassen sich auch für Beispiele wie (18) ziehen, und zweifellos sind sie von fundamentaler Bedeutung dafür, daß wir ein Gespräch als kohärent empfinden – beruhen die Implikaturen nicht auf der Annahme der Relevanz, so erschienen viele aufeinanderfolgende Äußerungen in Gesprächen völlig zusammenhanglos.

Modalität

Schließlich ergeben sich eine Reihe unterschiedlicher Inferenzen aus der Annahme, daß die Maxime der Modalität befolgt wird. Wähle ich beispielsweise statt eines einfachen Ausdrucks eine komplexere Umschreibung, so ist aufgrund der dritten Teilmaxime der Modalität ('fasse dich kurz') davon auszugehen, daß ich das nicht mutwillig tue, sondern weil die Einzelheiten in der betreffenden Situation in irgendeiner Weise relevant sind. Sage ich (30) statt (29), so fordere ich meinen Gesprächspartner auf, jeder einzelnen der mit (29) verknüpften Handlungen besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu widmen; dies wird durch die Verwendung der längeren Äußerung impliziert.

(29) Öffne die Tür

(30) Geh zur Tür, drücke die Klinke im Uhrzeigersinn bis zum Anschlag hinunter und ziehe vorsichtig

Die wichtigste Teilmaxime der Modalität ist jedoch möglicherweise die vierte, 'sei methodisch'. Damit läßt sich nämlich erklären, warum das unter (6) aufgeführte Beispiel merkwürdig ist:

(31) ??Der einsame Cowboy ritt in den Sonnenuntergang und sprang auf sein Pferd

Hier wird unsere Erwartung verletzt, daß Ereignisse in der Reihenfolge erzählt werden, in der sie sich abgespielt haben. Aber diese Erwartung haben wir nur, weil wir davon ausgehen, daß Gesprächsteilnehmer die Teilmaxime 'sei methodisch' befolgen. Darum verstehen wir (32) als Abfolge zweier Ereignisse in der genannten Reihenfolge.

(32) Alfred ging in den Laden und kaufte Whisky

Nun wird klar, wie die Semantiker mit Hilfe des Implikaturbegriffs den Dilemmas entrinnen können, die sich im Zusammenhang mit den Beispielen (4)–(7) ergeben. Sie brauchen nicht zu behaupten, daß es im Deutschen zwei Wörter gibt, die *und* lauten, von denen eines bloß bedeutet, daß beide Konjunkte wahr sind, wogegen das zweite zusätzlich noch eine sequentielle Bedeutung hat. Die sequentielle Bedeutung, also die Bedeutung 'und dann' von *und* in Sätzen wie (32), ist nämlich nichts weiter als eine Standardimplikatur aufgrund der vierten Teilmaxime der Modalität, die den semantischen Gehalt von *und* pragmatisch überlagert, wenn die Beschreibungen von zwei Ereignissen, die möglicherweise aufeinander folgen, verknüpft werden.⁹

Bisher sind die Implikaturen, die ganz unauffällig durch die bloße Annahme, die Maximen würden befolgt, 'ausgelöst' werden, bei den Linguisten auf größeres Interesse gestoßen. Solche Inferenzen entstehen nämlich häufig, wenn sie nicht von Kontextmerkmalen blockiert werden, was dazu führt, daß sie leicht mit den dauerhaften semantischen Aspekten der betreffenden Ausdrücke zu verwechseln sind. So kann es dazu kommen, daß eine Semantiktheorie mit hypothetischen Bedeutungen und inneren Widersprüchen überladen wird, worauf wir unten noch ausführlicher eingehen. Bevor wir im nächsten Abschnitt zu diesen Implikaturen zurückkehren, wollen wir die zweite Hauptart der Implikaturen beschreiben, die Grice im Sinne hatte.

Die Implikaturen der zweiten Art entstehen, wenn jemand eine Maxime offen und demonstrativ *nicht* befolgt, weil das der Kommunikation dienlich ist. Grice bezeichnet eine solche Verwendung als **Mißachtung** oder **Ausbeutung** der Maximen, und viele traditionelle 'Stilfiguren' sind

⁹ Einige Probleme dieser Sichtweise werden von Schmerling (1975) aufgezeigt, der behauptet, daß nicht alle Fälle, in denen *und* asymmetrisch ist, auf Gricesche Art reduzierbar sind. Harnish (1976) dehnt die Maxime der Modalität auf einige Bereiche aus, die nicht temporal, sondern anders strukturiert sind.

offenbar daraus hervorgegangen. Diese Inferenzen beruhen auf der bemerkenswerten Beständigkeit der Kooperationsannahme – weicht jemand drastisch vom maximenkonformen Verhalten ab, so werden seine Äußerungen so lange wie möglich weiterhin als grundlegend kooperativ interpretiert. Indem der Sprecher also offen gegen eine Maxime verstößt, kann er den Hörer dazu bringen, aus einer Menge an Propositionen zahlreiche Schlußfolgerungen zu ziehen, so daß zumindest das übergreifende Kooperationsprinzip gewahrt bleibt, wenn man davon ausgeht, daß der Sprecher diese Propositionen vermitteln will. Es folgen einige Beispiele.

Qualität

Diese Maxime wird möglicherweise im folgenden Wortwechsel mißachtet.

(33) A: Was geschieht, wenn Rußland den Golf und das gesamte Öl blockiert?

B: Keine Sorge, Großbritannien beherrscht die Meere!

Jeder einigermaßen informierte Gesprächspartner wird wissen, daß B's Behauptung schlicht falsch ist. Demnach kann B nicht versuchen, A hinter's Licht zu führen. Die Annahme, daß B kooperativ ist, kann nur aufrechterhalten werden, wenn man davon ausgeht, daß B etwas ganz anderes meint, als er tatsächlich gesagt hat. Auf der Suche nach einer verwandten, aber kooperativen Proposition, die B möglicherweise übermitteln wollte, stößt man schließlich auf das Gegenteil oder die Negation dessen, was B behauptet hat – daß nämlich Großbritannien die Meere nicht beherrscht –, und das läßt im Hinblick auf die Relevanz in bezug auf die vorherige Äußerung den Schluß zu, daß Großbritannien völlig machtlos ist. Laut Grice entsteht so Ironie und wird erfolgreich dekodiert. Ohne die zugrundeliegende Annahme der Kooperation wären Adressaten von Ironie einfach verdutzt und könnten keine Schlußfolgerungen ziehen.¹⁰

Entsprechendes gilt für zumindest einige Beispiele aus der Metaphorik. So liegt in (34) ein Kategorienverstoß vor (d.h. die Verletzung einer

¹⁰ Eine detailliertere Erörterung findet sich bei Sperber & Wilson 1981. Nach ihrer Darstellung werden bei der Ironie die Sätze *zitiert* statt *gebraucht*, so als stünden sie gewissermaßen in Anführungszeichen; davon ausgehend, berechnen die Empfänger dann die Implikaturen, wobei sie sich eher auf die Maxime der Relation als die der Qualität stützen.

semantischen Kategorie oder ein Selektionsverstoß). Der Sprecher ist somit nicht kooperativ oder will etwas ganz anderes ausdrücken.

(34) Königin Victoria war aus Stahl

Die naheliegende Interpretation lautet also: Da Königin Victoria de facto nicht über die definitiven Eigenschaften von Stahl verfügte, besaß sie lediglich einige seiner beiläufigen Eigenschaften, wie Härte, Widerstandsfähigkeit, Unbiegsamkeit oder Beständigkeit. Welche dieser Eigenschaften ihr nun tatsächlich mit der Äußerung von (34) zugeschrieben werden sollen, hängt zumindest teilweise vom Äußerungskontext ab – aus dem Munde eines Bewunderers ist es vielleicht ein Kompliment, das ihre Zähigkeit und Unerschütterlichkeit hervorheben soll; bei einem Kritiker klingt es möglicherweise nach einer Verunglimpfung, die ihre mangelnde Flexibilität, Gefühlskälte oder Aggressivität zum Ausdruck bringt.

Zu den Mißachtungen der Maxime der Qualität gehört auch das Äußern offensichtlicher Unwahrheiten wie in (35):

(35) A: Teheran liegt in der Türkei, Herr Lehrer

B: Und London liegt in Armenien, stimmt's?

Hier will B mit seiner Äußerung darauf hinweisen, daß A's Beitrag völlig falsch ist. Oder betrachten wir rhetorische Fragen wie (36):

(36) Hatte Mussolini vor, ein Liberaler zu werden?

Sind die Teilnehmer der Meinung, daß Mussolini alles andere als liberal war, so bedeutet (37) wahrscheinlich:

(37) Mussolini hatte mit Sicherheit nicht vor, ein Liberaler zu werden

Indem hier offen gegen die Forderung nach der Aufrichtigkeit einer Frage verstoßen wird, ergibt sich erneut eine Implikatur durch die Mißachtung der Maxime der Qualität.

Quantität

Im Grunde dürften simple und offenkundige Tautologien nicht den geringsten kommunikativen Wert haben.¹¹ Doch Äußerungen wie (38)–(40) können in Wahrheit eine ganze Menge ausdrücken.

(38) Krieg ist Krieg

¹¹ Ausnahmen sind natürlich Tautologien, die für den Angesprochenen nicht offensichtlich sind, wie bei der didaktischen Verwendung von Definitionen, oder die, die nicht-offenkundige logische Folgen aufzeigen.

(39) Entweder kommt Peter oder er kommt nicht

(40) Wenn er es tut, dann tut er es

Aufgrund ihrer logischen Form ($\forall x (K(x)) \rightarrow K(x)$) bzw. $p \vee \sim p$ bzw. $p \rightarrow p$) sind diese Ausdrücke notwendigerweise wahr. Demzufolge besitzen sie dieselben Wahrheitsbedingungen, und die Unterschiede, die wir zwischen ihnen erfüllen, sowie ihre kommunikative Bedeutung müssen nahezu vollständig auf ihre pragmatischen Implikationen zurückzuführen sein. Daß sie durchaus etwas bedeuten und auch verschiedene Bedeutungen haben, läßt sich mit der Mißachtung der Maxime der Quantität erklären. Da diese vom Sprecher verlangt, informativ zu sein, ist das Behaupten von Tautologien ein eklatanter Verstoß. Soll die Annahme, daß der Sprecher eigentlich kooperativ ist, aufrechterhalten werden, so muß eine Inferenz gezogen werden, die Informationen liefert. Diese könnte bei (38) lauten 'im Krieg geschehen immer schreckliche Dinge, so ist es nun einmal und es nützt nichts, darüber zu klagen'; bei (39) könnte sie lauten 'beruhige dich, es nützt nichts, sich den Kopf zu zerbrechen, ob er kommt oder nicht, denn wir können ja sowieso nichts tun' und bei (40) 'das geht uns gar nichts an'. Bei allen drei Äußerungen schwingt die Absicht mit, das Thema zu beenden, aber die Bedeutungsnuancen ergeben sich erst aus dem Äußerungskontext. (Wie die angemessenen Implikaturen nun vorhergesagt werden können, bleibt übrigens ziemlich unklar, doch vermutlich spielt die Maxime der Relation eine bedeutende Rolle dabei.)

Relation

Laut Grice sind Ausbeutungen dieser Maxime nicht so häufig – möglicherweise auch nur, weil es schwierig ist, Antworten zu konstruieren, die als irrelevant interpretiert werden *müssen*. Grice liefert ein Beispiel wie das folgende.

(41) A: Frau Müller ist doch wirklich eine alte Klatschtante, findest du nicht?

B: Ja, für März ist das Wetter wirklich herrlich

In einer entsprechenden Situation könnte B's Äußerung möglicherweise bedeuten 'Mensch, paß auf, ihr Neffe steht direkt hinter dir'. Oder nehmen wir:

(42) Paul: He, Tina, wollen wir mit Murmeln spielen?

Mutter: Was machen denn deine Hausaufgaben, Paul?

Auf diese Weise erinnert Pauls Mutter ihn daran, daß er vielleicht noch keine Zeit zum Spielen hat.

Modalität

Hier soll ein Beispiel für die Ausbeutung dieser Maxime genügen. Nehmen wir an, in einer Konzertkritik steht (43) statt (44):

(43) Fräulein Sänger brachte eine Reihe von Tönen hervor, die den Noten einer Arie aus *Rigoletto* verdächtig nahe kamen

(44) Fräulein Sänger sang eine Arie aus *Rigoletto*

Indem der Rezensent die einfache Variante aus (44) unverhohlen vermeidet und statt dessen die weitschweifige Fassung (43) wählt (was die Verletzung der Teilmaxime 'fasse dich kurz' zur Folge hat), impliziert er, daß zwischen Fräulein Sängers Darbietung und dem, was man normalerweise unter *Singen* versteht, Welten liegen.

Leider können wir in diesem Buch auf die meisten Stilfiguren nicht eingehen (allerdings werden in Abschnitt 3.2.5 die Metaphern behandelt). Seit Aristoteles ist über jede einzelne von ihnen aus rhetorischer, philosophischer und literarischer Sicht eine Menge geschrieben worden, aber bis zu Grice's kurzen Ausführungen gab es nur wenige Versuche, die Inferenzmechanismen zu beschreiben, auf der die Interpretation der Stilfiguren beruht, oder zu erklären, wie diese Mechanismen mit irgendeiner Standardtheorie der Semantik zu vereinbaren sind. Grice hat zumindest einige Möglichkeiten aufgezeigt, wie diese wichtigen Mechanismen der Kommunikation in eine Pragmatiktheorie einzugliedern wären, obwohl, wie wir bei der Erörterung der Metaphorik sehen werden, noch viele Fragen offenbleiben. (Es gibt sogar Autoren, für die Grice's Behandlung der Tropen grundlegend falsch ist – siehe z.B. Sperber & Wilson 1981, Wilson & Sperber 1981).

Mit der Ausbeutung der Maximen ergibt sich aber auch das generelle Problem, daß sich eine umfassende Erklärung der kommunikativen Kraft der Sprache grundsätzlich nie auf eine Menge an Konventionen für den Sprachgebrauch beschränken läßt. Denn wann immer eine Konvention oder Erwartung über den Sprachgebrauch eingeführt wird, ergibt sich auch die Möglichkeit der nicht-konventionellen *Ausbeutung* dieser Konvention oder Erwartung. Demzufolge kann eine rein konventionelle oder regelbasierte Erklärung des natürlichen Sprachgebrauchs niemals erschöpfend sein, und das, was sich übermitteln läßt, geht immer über die kommunikativen Kapazitäten des konventionellen Sprachgebrauchs hinaus. Es besteht also nach wie vor die dringende Notwendigkeit, eine

Theorie oder Vorstellung von Kommunikation zu entwickeln, die nicht auf dem Begriff der konventionellen Bedeutung beruht, wie es Grice (1957) in seiner Theorie der Bedeutung-*nn* skizziert hat.

Bisher haben wir nur grob angedeutet, wie die Implikaturen entstehen. Grice versucht eine Konkretisierung und schlägt dafür zuerst eine Definition der Implikatur vor, die etwa so lautet:¹²

- (45) Wenn S sagt, daß *p*, impliziert das konversationell *q* dann und nur dann, wenn
- (i) angenommen wird, daß S die Maximen oder zumindest (bei Mißachtungen der Maximen) das Kooperationsprinzip befolgt
 - (ii) zur Aufrechterhaltung dieser Annahme davon ausgegangen werden muß, daß S glaubt, daß *q*
 - (iii) S glaubt, daß S und der Angesprochene H wechselseitig wissen, daß H erschließen kann, daß zur Aufrechterhaltung der Annahme in (i) *q* tatsächlich notwendig ist

Dann legt er dar, daß der Angesprochene H, um die Implikatur *q* berechnen zu können, die Fakten in (46) wissen oder glauben zu wissen muß:

- (46) (i) den konventionellen Gehalt des geäußerten Satzes (P)
- (ii) das Kooperationsprinzip und seine Maximen
 - (iii) den Kontext von P (z.B. seine Relevanz)
 - (iv) bestimmte Hintergrundinformationen (z.B. P ist völlig falsch)
 - (v) daß (i)–(v) wechselseitiges Wissen von Sprecher und Angesprochenem ist

Daraus läßt sich ein allgemeines Muster für das Erschließen einer Implikatur ableiten:¹³

- (47) (i) S hat gesagt, daß *p*
- (ii) es gibt keinen Grund für die Annahme, daß S die Maximen oder zumindest das Kooperationsprinzip nicht befolgt

¹² Unsere Formulierung, die der von Grice nicht ganz folgt, macht die Beziehung des Implikaturbegriffs zum Begriff des *wechselseitigen Wissens* explizit, wie sie in Lewis 1969 und Schiffer 1972 dargelegt wird. Wie in 1.2 erwähnt, kann man sagen, daß S und H dann und nur dann *wechselseitig p wissen*, wenn S *p* weiß, H *p* weiß, S weiß, daß H *p* weiß, H weiß, daß S weiß, daß H *p* weiß und immer so weiter. Viele andere pragmatische Konzepte, z.B. *Präsupposition*, *Bedeutung-*nn** oder *Gelingsbedingung* beruhen möglicherweise stillschweigend auf einem solchen Begriff (siehe Smith 1982).

¹³ Eine präzisere Formulierung findet sich unter (125).

- (iii) damit S sagen kann, daß *p*, und tatsächlich die Maximen oder das Kooperationsprinzip befolgt, muß S glauben, daß *q*
- (iv) S muß wissen, daß wechselseitig gewußt wird, daß *q* angenommen werden muß, wenn davon ausgegangen werden soll, daß S kooperativ ist
- (v) S hat nichts unternommen, um mich, den Angesprochenen, davon abzubringen, *q* zu glauben
- (vi) darum muß S wollen, daß ich glaube, daß *q*, und indem er gesagt hat, daß *p*, hat er *q* impliziert

Aus der Art und Weise, wie Implikaturen berechnet werden, folgert Grice, daß die wesentlichen Eigenschaften der Implikaturen großenteils vorhersagbar sind. Er nennt fünf typische Eigenschaften, von denen die erste und möglicherweise wichtigste lautet, daß die Implikaturen **aufhebbar** sind.¹⁴ In der Pragmatik ist der Begriff der Aufhebbarkeit von zentraler Bedeutung, weil die meisten pragmatischen Inferenzen, auch wenn sie ganz verschieden sind, diese Eigenschaft besitzen. Eine Inferenz ist aufhebbar, wenn sie sich tilgen läßt, indem den ursprünglichen Prämissen weitere hinzugefügt werden. **Deduktive** oder logische Inferenzen sind demnach nicht aufhebbar. So läßt sich eine logische Argumentation wie (48) nicht widerlegen, indem man irgendwelche Prämissen, gleich welcher Art, hinzufügt.

- (48) i. Wenn Sokrates ein Mensch ist, ist er sterblich
- ii. Sokrates ist ein Mensch
-
- iii. Deshalb ist Sokrates sterblich

Wenn die beiden Prämissen i und ii wahr sind, dann ist auch iii wahr – was auch immer sonst wahr oder falsch ist.

Induktive Argumentationen dagegen sind aufhebbar. Nehmen wir beispielsweise (49):

- (49) i. Ich habe 1001 Möhren ausgegraben
- ii. Jede der 1001 Möhren ist orange
-
- iii. Deshalb sind alle Möhren orange

¹⁴ Grice (1975) nennt sogar sechs Eigenschaften: *Berechenbarkeit* auf S. 50, die übrigen auf S. 57f. Die zusätzliche Eigenschaft lautet, daß Implikaturen (anders als beispielsweise Folgerungen) nicht Inferenzen aus Sätzen, sondern aus Äußerungen sind; darauf hatten wir oben bereits hingewiesen.

Angenommen, wir graben nun eine grüne Möhre aus – wenn wir die Prämisse iii hinzufügen, gilt die Argumentation nicht mehr und der Schluß ist ungültig.

- (50) i. Ich habe 1001 Möhren ausgegraben
- ii. Jede der 1001 Möhren ist orange
- iii. Die 1002. Möhre ist grün

iv. *Ungültig*: Deshalb sind alle Möhren orange

In dieser Hinsicht ähneln die Implikaturen mehr den induktiven Inferenzen als den deduktiven, denn auch Implikaturen sind leicht aufhebbar Inferenzen (Grice 1973). Betrachten wir beispielsweise (51) und seine einfache Quantitätsimplikatur (52):

- (51) Peter hat drei Kühe
- (52) Peter hat nur drei Kühe und nicht mehr

Aus (51) folgt außerdem (53):

- (53) Peter hat zwei Kühe

Nun ist unmittelbar ersichtlich, daß Implikaturen aussetzbar sind, wenn man sie in einem *Wenn*-Satz erwähnt:¹⁵

- (54) Peter hat drei Kühe, wenn nicht mehr

Hier ist nicht die Implikatur (52) enthalten. Folgerungen, die ja nicht aufhebbar sind, lassen sich dagegen nicht auf diese Weise aussetzen:

- (55) ?Peter hat drei Kühe, wenn nicht zwei

Wichtiger ist noch, daß sich Implikaturen direkt und offen negieren lassen, ohne daß ein Widerspruch entsteht:

- (56) Peter hat drei Kühe, ja sogar zehn
- (57) Peter hat drei Kühe und vielleicht noch mehr

Erneut lassen sich Folgerungen nicht auf diese Weise negieren, wie (58) und (59) verdeutlichen:

¹⁵ Horn 1972 unterscheidet hier zwei Arten der Aufhebbarkeit von Implikaturen (und Präsuppositionen) – die **Aussetzung** (*suspension*), bei der der Sprecher nicht auf die Wahrheit oder Falschheit der Implikatur festgelegt ist, und die **Tilgung** (*cancellation*), bei der der Sprecher auf die Falschheit der Implikatur festgelegt ist. Dies mag eine sinnvolle deskriptive Unterscheidung sein, aber beide Arten der Aufhebbarkeit lassen sich durch denselben allgemeinen Mechanismus erklären – siehe z.B. Gazdar 1979a und die Erörterung unten.

- (58) *Peter hat drei Kühe, ja sogar keine

- (59) *Peter hat drei Kühe und vielleicht keine

Am wichtigsten aber ist, daß Implikaturen einfach verschwinden können, wenn aus dem Äußerungskontext ersichtlich wird, daß eine solche Inferenz mit der Äußerung nicht übermittelt werden sollte. Nehmen wir beispielsweise an, man muß drei Kühe haben, um in den Genuß der umfangreichen Subvention gemäß des EG-Subventionsplans für Bergkühe zu kommen, und der Inspektor fragt Peters Nachbarn:

- (60) I: Hat Peter wirklich die geforderte Anzahl von Kühen?

N: Oh ja, er hat drei Kühe

Dann muß der Inspektor aus N's Antwort nicht die normalerweise mit (51) verbundene Implikatur (52) ziehen, weil gemäß dem Kontext lediglich die Information erforderlich ist, daß Peters Herde für die Subventionszahlung groß genug ist, und nicht die genaue Anzahl der Kühe, die er in Wirklichkeit besitzt.

Implikaturen sind also aufhebbar und können in bestimmten sprachlichen oder nicht-sprachlichen Kontexten wegfallen. In dieser Hinsicht scheinen sie sich sehr von logischen Inferenzen zu unterscheiden und lassen sich nicht wie eine Folgerung unmittelbar als semantische Relation darstellen (die entgegengesetzte Meinung vertreten G. Lakoff 1975, Sperber & Wilson 1986).

Die zweite wichtige Eigenschaft der Implikaturen besteht darin, daß sie (abgesehen von denen, die auf der Maxime der Modalität beruhen) **nicht-abtrennbar** sind, wie Grice sagt. Das bedeutet, daß die Implikatur nicht an der sprachlichen Form, sondern am *semantischen Gehalt* des Gesagten festgemacht ist, und darum lassen sich die Implikaturen nicht einfach von einer Äußerung lösen, indem man die Wörter der Äußerung durch Synonyme ersetzt. Es scheint zumindest andere Arten pragmatischer Implikationen zu geben, die nicht auf der Bedeutung des Gesagten, sondern auf seiner Form beruhen. So ist (62) anscheinend eine *pragmatische Implikation* (oder **Präsupposition**, wie in Kapitel 4 ausgeführt wird) von (61); dagegen läßt sich aus (63), das zumindest semantisch und wahrheitsfunktional zu (61) äquivalent zu sein scheint (Karttunen & Peters 1979), nicht die Inferenz (62) ableiten:

- (61) Peter schaffte es nicht, den Gipfel zu erreichen
- (62) Peter versuchte, den Gipfel zu erreichen
- (63) Peter erreichte den Gipfel nicht

Im Gegensatz zu den Implikaturen scheint diese bestimmte Sorte pragmatischer Inferenzen (die Präsupposition) also abtrennbar zu sein. Das heißt, man kann dasselbe möglicherweise auch so sagen, daß die betreffende Inferenz wegfällt (indem man beispielsweise (63) statt (61) sagt, vermeidet man die Übermittlung von (62)). Betrachten wir dagegen eine Implikatur wie die ironische Interpretation (65) von (64):

(64) Peter ist ein Genie

(65) Peter ist ein Idiot

Nehmen wir nun an, in einem Kontext, in dem alle wissen, daß (64) hundertprozentig falsch ist, wird ein beliebiger der folgenden Sätze geäußert:

(66) Peter ist ein intellektuelles Phänomen

Peter ist ein außergewöhnlich kluger Mensch

Peter ist eine Geistesgröße

Peter ist eine Intelligenzbestie

So verschieden die ursprüngliche Proposition auch ausgedrückt wird – die Ironie bleibt in allen Fällen erhalten. Implikaturen sind demnach normalerweise nicht-abtrennbar, abgesehen von denen, die auf der Maxime der Modalität beruhen und mit der Form der Äußerung verbunden sind. Diese Eigenschaft dient wohl zur Unterscheidung konversationeller Implikaturen von anderen Arten pragmatischer Inferenzen, wie *Präsupposition* (siehe Kapitel 4) und *konventionelle Implikatur* (siehe 3.2.3).

Das dritte Unterscheidungsmerkmal der Implikaturen ist ihre **Berechenbarkeit**. Das heißt, für jede mutmaßliche Implikatur müßte sich eine Argumentation wie (47) formulieren lassen, die zeigt, wie ein Angesprochener aufgrund der wörtlichen Bedeutung der Äußerung einerseits und des Kooperationsprinzips und der Maximen andererseits die betreffende Inferenz zieht, um die Annahme der Kooperation aufrechterhalten zu können.

Viertens sind Implikaturen **nicht-konventionell**, das heißt, sie sind kein Teil der konventionellen Bedeutung sprachlicher Ausdrücke. Einige Gründe für diese Annahme wurden bereits unter den Stichwörtern Tilgbarkeit (oder Aufhebbarkeit) und Nichtabtrennbarkeit angeführt. Stellt Grice die Entstehung der Implikaturen richtig dar, so kommt aber auch noch folgendes hinzu: Da man die wörtliche Bedeutung eines Satzes kennen muß, *bevor* man seine Implikaturen in einem Kontext berechnen kann, können die Implikaturen nicht Teil dieser Bedeutung sein. Darüber

hinaus läßt sich zeigen, daß eine Äußerung wahr sein kann, während ihre Implikatur falsch ist, und umgekehrt:

(67) Hermann verprügelte Sabine

Dies würde aufgrund der Maxime der Quantität implizieren:

(68) Hermann tötete Sabine nicht, indem er sie verprügelte

denn hätte Hermann Sabine getötet, so hätte der Sprecher unkooperativ gehandelt, wenn er nur (67) gesagt hätte, weil Informationen zurückgehalten worden wären. Dennoch kann ein Sprecher in einer Situation, in der (67) wahr und (68) falsch ist, (67) äußern, um den Hörer zu täuschen.

Schließlich, und das ist wichtig, kann ein Ausdruck mit nur einer Bedeutung in verschiedenen Situationen verschiedene Implikaturen erzeugen, und es kann sogar sein, daß sich die Menge der erzeugten Implikaturen in keiner Situation genau bestimmen läßt.¹⁶ Nehmen wir zum Beispiel

(69) Peter ist eine Maschine

Das könnte bedeuten, daß Peter gefühllos ist oder effizient oder ein Arbeitstier oder zischt und brummt oder über wenig Gehirnschmalz verfügt oder alles zusammen. Demnach bleiben Implikaturen zumindest in einigen Fällen recht unbestimmt und lassen sich mit den stabilen, determinierten Bedeutungen, von denen in Semantiktheorien normalerweise ausgegangen wird, nicht in Einklang bringen.

In diesem Abschnitt wurde Grice's Implikaturtheorie kurz vorgestellt. Im folgenden befassen wir uns mit einigen Umformulierungen und Erweiterungen dieser Ideen sowie mit ihrer Bedeutung für die Linguistiktheorie.

3.2 Korrekturen, Probleme und Anwendungen

Von Grice haben wir nur wenig mehr als eine Skizze des großen Bereichs und der zahlreichen Einzelfragen, die eine fertig ausgearbeitete Theorie der konversationellen Implikaturen erhellen könnte. Sollen diese Ideen also systematisch in einer Linguistiktheorie zu nutzen sein, so ist

¹⁶ Wilson & Sperber (1981) behaupten, dies treffe nur auf Implikaturen zu, die auf einer Ausbeutung der Maximen beruhen, und zeige somit, daß solche Ausbeutungen nach ganz anderen Inferenzmechanismen ablaufen.

noch viel Arbeit vonnöten, um die verwendeten Begriffe zu konkretisieren und herauszufinden, auf welche Fälle genau sie anzuwenden sind.

Die Theorie ist jedoch so weit gefaßt und verzweigt sich in so viele Gebiete hinein, daß wir hier lediglich einige wenige der aufgeworfenen Fragen herausgreifen können. Wir beginnen mit einigen allgemeinen Problemen, die die Identifikation von Implikaturen, ihren semantischen Input und ihre Typologie betreffen. Dann analysieren wir eingehend die Standardimplikaturen der Quantität (ohne Mißachtung der Maximen), untersuchen, inwiefern Metaphern auf einer Mißachtung der Maxime der Qualität beruhen, und bewerten schließlich die möglichen Beziehungen zwischen Implikaturen und Sprachstruktur.

3.2.1 Implikaturtests

Sollen die konversationellen Implikaturen sinnvoll in eine Linguistiktheorie integriert werden, so muß man unbedingt ihre Eigenschaften kennen und somit in der Lage sein, Implikaturen von anderen semantischen und pragmatischen Inferenzen zu unterscheiden.

Wie wir gesehen haben, besitzen die Implikaturen nach Grice die folgenden vier Hauptunterscheidungsmerkmale:

- (i) Tilgbarkeit (oder Aufhebbarkeit)
- (ii) Nichtabtrennbarkeit (oder auf Bedeutung statt auf Form beruhende Inferenz)
- (iii) Berechenbarkeit
- (iv) Nicht-Konventionalität

Grice war sich aber durchaus bewußt – wie auch Sadock (1978) ganz deutlich gemacht hat –, daß keine dieser Eigenschaften so unproblematisch ist, wie es vielleicht den Anschein hat. Behaupten wir beispielsweise, daß (70) (71) impliziert, so wird das dadurch belegt, daß wir (71) wie in (72) *tilgen* können:

- (70) Jan ärgerte Ralf und Ralf schlug ihn
- (71) Zuerst ärgerte Jan Ralf, und dann schlug Ralf ihn
- (72) Jan ärgerte Ralf und Ralf schlug ihn, aber nicht unbedingt in dieser Reihenfolge

Dazu kann ein Skeptiker sagen: (70) ist einfach *ambig*, weil *und* zwei Bedeutungen hat – die eine entspricht dem logischen & und die andere der Bedeutung 'und dann'. Mit (72) wird lediglich das *und* in diesem besonderen Fall disambiguiert, weil dort gesagt wird, daß die Lesart 'und dann' nicht beabsichtigt ist. Dieser Einwand hat durchaus Gewicht, weil ein Vorzug der Implikatur, wie wir in 3.0 erwähnt haben, darin besteht, daß sie solche Ambiguitätsbehauptungen ausschließt oder unnötig macht.

Auch die *Nichtabtrennbarkeit* als Unterscheidungsmerkmal für Implikaturen bereitet Schwierigkeiten. Nach Sadock erkennt man die Nichtabtrennbarkeit an einer Menge synonyme Ausdrücke, die dieselben Implikaturen aufweisen. Doch angenommen, die angebliche Implikatur ist in Wahrheit ein Teil des semantischen Gehalts der einzelnen Mitglieder dieser Menge – dann wäre sie 'nicht-abtrennbar', aber kaum, weil sie eine Implikatur ist! Ja, selbst bei den eindeutigsten Exemplaren einer Implikatur ergeben sich Probleme. Betrachten wir (73); davon wird normalerweise behauptet (worauf wir in 3.2.4 ausführlich eingehen), es impliziere (74) und *bedeute* (habe dieselben Wahrheitsbedingungen wie) etwa (75):

(73) Einige der Jungen gingen zum Fußballspiel

(74) Nicht alle Jungen gingen zum Fußballspiel

(75) Einige und vielleicht alle der Jungen gingen zu dem Fußballspiel

Also müßten (73) und (75) dieselben Implikaturen haben, weil sie dasselbe bedeuten. Das ist aber nicht der Fall, denn nur (73) impliziert (74).

Viele Probleme dieser Art tauchen auf, wenn man die oben genannten Eigenschaften (i) bis (iv) zusammengenommen (eventuell mit einigen zusätzlichen Kriterien) als notwendige Bedingungen betrachtet, um eine Inferenz als Implikatur zu klassifizieren. Demnach schwächt es die Ambiguitätsbehauptung, daß man bei (70) auch zeigen kann, daß sich die Inferenz aus der Maxime der Modalität berechnen läßt, daß sie nicht abtrennbar ist, wenn man *und* durch *aber* oder eine parataktische Konjunktion (oder einfaches Nebeneinanderstellen) ersetzt, und so weiter. Andere Probleme, wie die im Zusammenhang mit (73) und (75), laden zu speziellen Gegenargumenten ein. So behauptet Gazdar, einige Implikaturen könnten andere tilgen. Beispielsweise hat (75) aufgrund der Phrase *vielleicht alle* eine weitere Implikatur:

(76) Vielleicht nicht alle

Diese tilgt die Implikatur (74), die auf dem Quantor *einige* beruht (eine genauere Erörterung bietet Gazdar 1979a: 139).

Darüber hinaus ist zu hoffen, daß im weiteren Verlauf der Forschung noch mehr Eigenschaften der Implikaturen entdeckt werden. So bemerkt Sadock, die Implikaturen seien anscheinend die einzigen Arten pragmatischer oder semantischer Inferenzen, die frei **verstärkbar** sind, d.h. deren Gehalt sich zusätzlich offen ausdrücken läßt, ohne daß eine anomale Redundanz entsteht.¹⁷ Vergleichen wir beispielsweise:

(77) Einige Jungen gingen zu dem Fußballspiel, aber nicht alle

(78) ?Einige Jungen gingen zu dem Fußballspiel, aber nicht keiner

Ein weiteres wichtiges Merkmal genereller konversationeller Implikaturen ist ihre mutmaßliche *Universalität*. Wir würden also erwarten, daß in jeder Sprache, in der (79) oder (80) direkt ausgedrückt werden können, die entsprechenden Äußerungen die Standardimplikaturen (81) beziehungsweise (82) nach sich ziehen:

(79) Dieser Mann hat zwei Kinder

(80) Das Tuch ist weiß

(81) Dieser Mann hat nicht mehr als zwei Kinder

(82) Das Tuch ist ganz weiß

Die Universalität ließe sich mit folgender Theorie begründen: Beruhen die Maximen auf der Annahme rationaler Kooperation, so wäre zu erwarten, daß sie – zumindest bei kooperativen Interaktionen – universal angewendet werden.¹⁸ Dieses Merkmal ist noch nicht häufig herangezogen worden; es wird sich aber möglicherweise als eines der eindeutigsten Indizien für das Vorhandensein einer konversationellen Implikatur erweisen. Ohne eine Implikaturtheorie blieben die vielen sprachübergreifenden Generalisierungen in (vermutlich) allen Sprachen, wie beispielsweise die Implikaturen (81) und (82) zu (79) und (80), jedenfalls völlig ungeklärt.

¹⁷ Auch bei Präsuppositionen (Kapitel 5) und vielleicht sogar bei Folgerungen kann es möglicherweise zu einer 'Verstärkung' kommen, aber nur, wenn die verstärkende Phrase stark betont wird, zum Beispiel in *Peter merkte, daß es heiß war, und es WAR heiß*. Man könnte hier anführen, daß die Ausnahme die Regel bestätigt, denn die Betonung scheint eine weitere Implikatur zu erzeugen (etwa 'Mensch, war das heiß!' – mit anderen Worten, es war sehr heiß), was erklären würde, daß die verstärkende Phrase nicht völlig redundant und somit pragmatisch akzeptabel ist. Siehe Grice 1978: 121ff.

¹⁸ Scheinbare Gegenbeweise finden sich in Keenan 1976b, wiederum ein Gegenargument dazu in Brown & Levinson 1978: 298f.

Die Theorie ermöglicht eine weitere Vorhersage, die ebenfalls empirisch überprüfbar ist und die Grundlage für einen Implikaturtest sein könnte. Wie gesagt, beruhen Implikaturen vermutlich auf der Annahme, daß Gesprächen der Wille zur Kooperation zugrundeliegt. Doch nehmen wir an, man findet Gesprächsarten, bei denen von einem systematischen und eingestandenem Fehlen der Kooperation ausgegangen wird – wenn man von dem Minimum an Kooperation, das zum Führen eines Gesprächs notwendig ist, einmal absieht. Dann würden die Implikaturen, die man normalerweise mit dem Gesagten in Verbindung bringt, nicht routinemäßig erfolgen. Und das scheint tatsächlich der Fall zu sein; so gibt es bei Kreuzverhören vor Gericht (zumindest in England und den USA, wo die Gerichtsverhandlung auf Gegnerschaft beruht) Wortwechsel wie den folgenden:

(83) S: Viele Male?

A: Nicht viele

S: Einige?

A: Ja, ein paar

Hier hat Staatsanwalt S den Angeklagten A im Kreuzverhör. S hat die Aufgabe, A belastende Geständnisse zu entlocken, und A hat vor, dem zu widerstehen; dies ist die allgemein anerkannte Verfahrensweise bei einem Gerichtsverfahren, das auf Gegnerschaft beruht. Darum wird von A nicht erwartet, daß er mit S kooperiert – abgesehen von der Notwendigkeit, bei der Wahrheit zu bleiben (die Maxime der Qualität bleibt hoffentlich in Kraft). Die Maxime der Quantität ist also vorübergehend außer Kraft gesetzt. Demzufolge kann nicht davon ausgegangen werden, daß A's erste Äußerung aus (83) ihn zu der Proposition verpflichtet, daß er die betreffende Tat zumindest einige Male begangen hat, auch wenn das normalerweise impliziert würde (*nicht viele* impliziert 'einige' aufgrund der Maxime der Quantität – siehe unten). Darum kann der Staatsanwalt A nicht unterstellen, mit *nicht viele* auch 'einige' zu meinen (immerhin wäre es strenggenommen vereinbar mit 'keine'). S muß A deshalb ausdrücklich fragen, ob A die betreffende Handlung *einige Male* begangen hat – was dem Kreuzverhör seine typische (und für den Laien unangenehme) Note verleiht (noch mehr Beispiele finden sich in Levinson 1979a). Auch hier braucht man die *Implikaturtheorie*, um vorhersagen zu können, daß in nicht-kooperativen Situationen *nicht viele* nicht 'einige' impliziert. Mit der Theorie läßt sich zum Beispiel vorhersagen, daß unter bestimmten Umständen eine echte generelle *Quantitätsimplikatur* stillschweigend getilgt wird, weil der Kontext einfach nicht-kooperativ ist.

rativ ist; dabei ist es unerheblich, ob es sich um einen antagonistischen Kontext handelt, wie beispielsweise beim Kreuzverhör, oder um einen spielerisch unkooperativen, zum Beispiel bei Spielen wie 'Heiteres Beruferaten' oder beim Aufgeben von Rätseln.

Es gibt also allen Grund zur Hoffnung, daß die von Sadock (1978) aufgeworfenen Probleme umfassend gelöst werden können. Am Implikaturbegriff wurde auch kritisiert, die Maximen seien so weitgefaßt, daß sich nahezu jede Proposition als angebliche Implikatur ableiten ließe, und die ganze Theorie demnach auf tönernen Füßen stehe (siehe z.B. Kroch 1972 und Kiefer 1979 sowie jeweils die Erwiderung in Gazdar 1979a: 53 und Gazdar 1980b). Diese Kritik wäre jedoch nur stichhaltig, wenn es im Prinzip unmöglich wäre, Implikaturen präzise vorherzusagen. Doch in Abschnitt 3.2.4 werden wir zeigen, daß bereits überzeugende Schritte in Richtung einer Formalisierung unternommen worden sind und die Befürchtung, weitere Fortschritte seien nicht erzielbar, unbegründet ist.

3.2.2 Implikatur und logische Form

Wir haben gesehen, daß sich Implikaturen erstens vom Gesagten herleiten und zweitens von der Annahme, daß zumindest das Kooperationsprinzip aufrechterhalten wird. Doch welcher Aspekt des 'Gesagten' genau ist relevant? Präziser ausgedrückt, auf welche Sprachebene oder -ebenen muß man sich beim Ableiten einer Implikatur beziehen? Werden die Implikaturen beispielsweise von der Oberflächenstruktur abgeleitet oder von der semantischen Repräsentation oder von den Wahrheitsbedingungen?

Es gibt einige recht detaillierte Argumente dafür, daß alle Implikaturen außer denen der Modalität von der Ebene der **semantischen Repräsentation** ausgehen, einschließlich einer Spezifikation der **logischen Form**. Sie lassen sich nicht von uninterpretierten Oberflächenstrukturen ablesen und ebensowenig von den Wahrheitsbedingungen des geäußerten Satzes.

Zeigen wir zuerst, daß Implikaturen logischerweise nicht von uninterpretierten Oberflächenstrukturen abgeleitet sein können. Es gibt viele Äußerungen mit unterschiedlichen Oberflächenstrukturen, aber mit denselben Implikaturen. So zieht die Äußerung aller Sätze unter (84), wobei P ein beliebiger Deklarativsatz ist, der die Proposition *p* ausdrückt,

dieselbe Implikatur (85) nach sich (natürlich unter der Voraussetzung, daß die Implikatur nicht getilgt worden ist).

(84) vielleicht P

eventuell P

möglicherweise P

gegebenenfalls P

(85) möglicherweise nicht *p*

(86) impliziert demnach (87)

(86) Eventuell gibt es Leben auf dem Mars

(87) Eventuell gibt es kein Leben auf dem Mars

Denn wüßte man, daß es auf dem Mars Leben gibt, so müßte man es gemäß der Maxime der Quantität auch sagen (eine genauere Darlegung findet sich wiederum in Abschnitt 3.2.4). Das Problem besteht hier darin, daß es nicht möglich ist, die Ausdrücke unter (84) lediglich aufgrund der Oberflächenstruktur zueinander in Beziehung zu setzen, obwohl sie die gemeinsame Implikatur (85) haben. Damit würden wir die grundlegende Verallgemeinerung verfehlen, daß anscheinend alle Ausdrücke mit demselben semantischen Gehalt dieselben Implikaturen haben (siehe die Weiterführung in Gazdar 1979a: 56ff.).

Zweitens hat, wie wir in Abschnitt 3.2.4 zeigen, eine Äußerung der Form *Nicht alle A sind B* die generelle konversationelle Implikatur 'einige A sind B' (aus ersterem folgt nicht letzteres, weil ersteres wahr sein könnte, auch wenn letzteres falsch wäre). Betrachten wir nun:

(88) Alle Pfeile trafen das Ziel nicht

Hier liegt eine bekannte Art von Mehrdeutigkeit (eine sogenannte **Skopusambiguität**) zwischen den beiden Bedeutungen vor, die sich mit den folgenden logischen Formen wiedergeben lassen:

(89) $\sim (\forall x (P(x) \rightarrow \text{Treffen}(x, \text{das Ziel})))$

d.h. es ist nicht der Fall, daß für alle *x*, wenn *x* ein Pfeil ist, gilt, daß *x* das Ziel traf

(90) $\forall x (P(x) \rightarrow \sim (\text{Treffen}(x, \text{das Ziel})))$

d.h. für alle *x*, wenn *x* ein Pfeil ist, gilt, daß es nicht der Fall ist, daß *x* das Ziel traf

Hier steht (90) für die Bedeutung 'Kein Pfeil traf das Ziel'. (89) ist dagegen ein Ausdruck von der Form *Nicht alle A sind B*. Darum impliziert es 'Einige A sind B', oder:

(91) Einige Pfeile trafen das Ziel

So hat nur eine der beiden Lesarten von (88), nämlich (89), die Implikatur (91). Demnach sind Implikaturen nicht von uninterpretierten Oberflächenstrukturen wie (88) abzuleiten, sondern von der semantischen Repräsentation einer bestimmten Lesart – in diesem Falle von einer Repräsentation, die zumindest die Struktur von (89) aufweist.

Implikaturen werden also von einer Ebene der semantischen Repräsentation abgeleitet. Nun werden wir aber auch zeigen, daß sie sich häufig nicht allein aus den Wahrheitsbedingungen berechnen lassen. Nehmen wir beliebige Ausdrücke der Form (92) oder (93):

(92) p

(93) p , und wenn p , dann p

Die beiden Ausdrücke haben eindeutig dieselben Wahrheitsbedingungen – wann immer p wahr ist, ist auch (93) wahr, und umgekehrt. Doch vergleichen wir nun die Beispiele (94) und (95).

(94) Es ist geschehen

(95) Es ist geschehen, und wenn es geschehen ist, ist es geschehen

Nur (95) hat eine erkennbare Implikatur, und zwar:

(96) Es nützt nichts, zu bedauern, was geschehen ist

Zumindest einige Implikaturen werden demnach von der semantischen oder logischen Struktur des Gesagten abgeleitet und nicht einfach von den Wahrheitsbedingungen, obwohl diese natürlich auch von Bedeutung sind.

Weitere Belege hierfür liefern Tautologien. Vergleichen wir einmal (97) und (98).

(97) Ein Quadrat hat vier Seiten

(98) Kinder sind Kinder

Da beide notwendigerweise wahr sind, müssen sie dieselben Wahrheitsbedingungen aufweisen. Würden Implikaturen allein von den Wahrheitsbedingungen abgelesen, so müßten (97) und (98) auch ihre Implikaturen gemeinsam haben. Doch offensichtlich impliziert nur (98) etwas wie 'so ein ungebärdiges Verhalten ist von Kindern nun einmal zu erwarten'.

Allgemein sind die für die Berechnung der Implikaturen relevanten Sprachebenen demnach die semantische Repräsentation oder logische Form der geäußerten Sätze sowie die dazugehörigen Wahrheitsbedingungen. Daß auch die logische Form von Bedeutung ist, erklärt bei-

spielsweise, daß zu den Lesarten (89) und (90) nicht dieselben Implikaturen gehören. Daß Äußerungen mit identischen Wahrheitsbedingungen, aber von unterschiedlicher logischer Form, wie (92) und (93), verschiedene Implikaturen erzeugen können, ist wichtig – so ergibt sich die Möglichkeit, die kleinen Bedeutungsunterschiede zwischen bestimmten Beinahe-Synonymen wie (99) und (100) darauf zurückzuführen, daß verschiedene logische Formen mit denselben oder ähnlichen Wahrheitsbedingungen (siehe die Formulierungsversuche in (101) bzw. (102)) verschiedene Implikaturen hervorbringen.¹⁹

(99) Jan küßte das Mädchen

(100) Es war Jan, der das Mädchen küßte

(101) $(K(j, m))$

(102) $\exists x (K(x, m) \& (x = j))$

Die verschiedenen Verwendungen 'stilistischer Alternativen' mit denselben Wahrheitsbedingungen lassen sich so möglicherweise erklären (in Atlas & Levinson 1981 findet sich eine etwas andere Erklärung; siehe aber auch Kapitel 4, wo der Unterschied zwischen (99) und (100) anhand von *Präsuppositionen* erklärt wird).

Schließlich sollte noch eine naheliegende, aber wichtige Ausnahme für die Regel festgehalten werden, daß Implikaturen von der semantischen Repräsentation und den Wahrheitsbedingungen, aber nicht von der Oberflächenstruktur ausgehen. Ausgenommen davon sind die Implikaturen, die auf zwei Teilmaximen der Modalität, nämlich 'vermeide Unklarheit' und 'vermeide Mehrdeutigkeit', beruhen, welche beide in enger Verbindung zur Oberflächenform der Äußerungen stehen. (Die beiden anderen Teilmaximen der Modalität, 'fasse dich kurz' und 'sei methodisch', lassen sich zumindest teilweise auch so interpretieren, daß sie die Ebene der semantischen Repräsentation betreffen.)²⁰

¹⁹ In Wahrheit erfordert (100) eine komplexere logische Form als (102), und es läßt sich auch vertreten, daß (99) und (100) leicht unterschiedliche Wahrheitsbedingungen haben. Vergleiche die Ausführungen in Halvorsen 1978 und Atlas & Levinson 1981. Siehe auch 4.4.2.

²⁰ Der ärgerliche Umstand, daß einige Implikaturen auf Wahrheitsbedingungen zurückgeführt werden, andere auf die logische Form und wieder andere (einige Implikaturen der Modalität) auf die Oberflächenstruktur, ließe sich mit einer einheitlichen Ebene der interpretierten Oberflächenstruktur vermeiden. Eine solche Ebene, die im wesentlichen aus Oberflächenstrukturbausteinen mit Angaben zur Bedeutung ihrer Konstituenten besteht, findet sich in Gazdar (1982).

3.2.3 Verschiedene Implikaturen

Als wir in Abschnitt 3.1 Grice' Implikaturtheorie erläutert haben, ging es im wesentlichen um die Zweiteilung zwischen den sogenannten Standardimplikaturen, die auf der einfachen Annahme beruhen, daß der Sprecher die Maximen *befolgt*, und den Implikaturen, die auf kompliziertere Weise auf die *Mißachtung* oder Ausbeutung einer Maxime zurückgeführt werden. Die Unterscheidung liegt der verbreiteten Ansicht zugrunde, es gebe eine spezielle Gruppe von Äußerungen, die 'Stilfiguren' oder Ausdehnungen direkterer Redeweisen seien.²¹ Grice unterschied aber auch auf einer anderen Ebene zwischen mehreren Arten konversationeller Implikaturen: **Generelle** konversationelle Implikaturen entstehen, ohne daß ein bestimmter Kontext oder ein besonderes Szenario erforderlich ist, wohingegen **partikuläre** Implikaturen solche bestimmten Kontexte benötigen. Als Beispiel führt Grice an, sobald man (103) sage, werde einem die Implikatur (104) unterstellt:

(103) Ich ging in ein Haus hinein

(104) Das Haus war nicht mein Haus

So scheint der Ausdruck *ein F* eine *generelle* konversationelle Implikatur zu erzeugen, die zu der Annahme führt, daß das erwähnte F nicht in einer engen Beziehung zum Sprecher steht. Dagegen impliziert (105) nur dann (106), wenn (105) in einer ganz bestimmten Situation wie beispielsweise bei (107) geäußert wird.

(105) Der Hund sieht sehr zufrieden aus

(106) Vielleicht hat der Hund den Braten gefressen

(107) A: Was um alles in der Welt ist mit dem Braten passiert?

B: Der Hund sieht sehr zufrieden aus

Bei (106) handelt es sich also um eine *partikuläre* Implikatur (Smith & Wilson (1979: 171ff.) erläutern, wie solche Implikaturen möglicherweise berechnet werden).

²¹ Tatsächlich behaupten Sperber & Wilson (1986) nachdrücklich, die Unterscheidung sei so grundlegend, daß zwei völlig verschiedene Arten der Schlußfolgerung nötig seien, die sich nicht unter einer einzigen Implikaturtheorie zusammenfassen ließen. Für sie leiten sich die Standardimplikaturen von einer Maxime der Relation, Hintergrundannahmen und dem Gesagten ab, während die 'Stilfiguren' normalerweise Bilder und Assoziationen von ganz anderer Art hervorrufen.

Die meisten Mißachtungen oder Ausbeutungen der Maximen sind partikulär, weil beispielsweise Ironie bestimmte Hintergrundannahmen erfordert, um die wörtliche Interpretation auszuscalten. Man könnte aber vielleicht behaupten, daß Metaphern wie (108) oder Tautologien wie (109) relativ unabhängig vom Kontext das übermitteln, was sie übermitteln sollen.

(108) England ist ein sinkendes Schiff

(109) Krieg ist Krieg

Auf jeden Fall überschneiden sich die beiden Ebenen. So sind alle Implikaturen, die auf der Befolgung der Maxime der Relation beruhen, partikuläre, weil Äußerungen nur im Hinblick auf das jeweilige Thema oder die betreffende Situation relevant sind. B's Antwort in (107) impliziert demnach (106), weil sie auf A's Frage in (107) folgt.

Festzuhalten ist hier jedoch, daß diejenigen Implikaturen, die auf der Befolgung der Maximen beruhen und generell sind, für die Linguistiktheorie eine besondere Bedeutung haben. Denn besonders diese sind nur schwer von dem *semantischen* Gehalt sprachlicher Ausdrücke zu trennen, weil man solche Implikaturen routinemäßig in allen normalen Kontexten mit den relevanten Ausdrücken verknüpft.

Was Grice sorgfältig als *konversationelle Implikatur* bezeichnet, haben wir bisher einfach *Implikatur* genannt (diese Abkürzung behalten wir auch weiterhin bei, solange sich dadurch keine Mißverständnisse ergeben). Grice wollte den Begriff *Implikatur* eigentlich als allgemeinen Oberbegriff verwendet sehen, der in Kontrast zu dem *Gesagten* oder dem, was die Wahrheitsbedingungen der Ausdrücke beinhalten, stehen soll und der alle Arten erkennbarer pragmatischer (nicht-wahrheitsfunktionaler) Inferenzen umfaßt. Neben den *konversationellen Implikaturen*, d.h. denen, die aufgrund der Maximen berechnet werden, gibt es für Grice noch eine völlig andere Art nicht-wahrheitsfunktionaler Inferenzen – die **konventionellen Implikaturen**. Konventionelle Implikaturen sind nicht-wahrheitsfunktionale Inferenzen, die sich *nicht* von übergeordneten pragmatischen Prinzipien wie den Maximen herleiten, sondern einfach per Konvention mit bestimmten lexikalischen Einheiten oder Ausdrücken verknüpft werden. Grice gibt zwei Beispiele: Das Wort *but* hat denselben wahrheitsfunktionalen Gehalt wie das Wort *and* und dazu die konventionelle Implikatur, daß zwischen den Konjunkten ein Gegensatz besteht (Grice 1961). (Für die deutschen Wörter *aber* und *und* gilt das gleiche.) Das zweite Beispiel ist das Wort *therefore* (deutsch *deshalb*), das nach Grice keinen Einfluß auf die Wahrheitsbedingungen der Aus-

drücke hat, in denen es verwendet wird (Grice 1975: 44). Weitere Beispiele sind die Bedeutungen von *even* (Kempson 1975, Karttunen & Peters 1979) und *yet* (Wilson 1975).

Die konventionellen Implikaturen unterscheiden sich wohl in allen der oben angeführten Unterscheidungsmerkmale von den konversationellen Implikaturen. So sind konventionelle Implikaturen *nicht-tilgbar*, weil sie nicht auf aufhebbaren Annahmen über die Art des Kontextes beruhen. Sie sind *abtrennbar*, weil sie von den jeweils verwendeten sprachlichen Einheiten abhängen (ersetzt man beispielsweise *aber* durch *und*, so geht die konventionelle Implikatur verloren, aber die Wahrheitsbedingungen bleiben gleich). Sie werden nicht anhand von pragmatischen Prinzipien und Kontextwissen *berechnet*, sondern sind durch Konventionen vorgegeben (so läßt sich anhand der Wahrheitsbedingungen von *aber* nicht ableiten oder berechnen, daß zwischen den beiden Konjunkten ein Gegensatz besteht). Es ist daher zu erwarten, daß sie in ihrem Gehalt oder ihrer Bedeutung relativ *festgelegt* sind, und man kann nicht davon ausgehen, daß es in den Sprachen die *universale* Tendenz gibt, Ausdrücken mit bestimmten Wahrheitsbedingungen dieselben konventionellen Implikaturen zuzuweisen.

In gewissem Sinne ist die konventionelle Implikatur kein besonders interessanter Begriff – sie ist vielmehr das Eingeständnis, daß sich nicht die gesamte Bedeutung der Wörter und Ausdrücke in den natürlichen Sprachen mit einer wahrheitsfunktionalen Semantik erfassen läßt. Es verwundert daher nicht, daß man sich gegen den Begriff gesträubt hat (siehe z.B. Kempson 1975) und versucht wurde, angebliche konventionelle Implikaturen als Folgerungen, konversationelle Implikaturen oder Präsuppositionen zu behandeln. Daß Grice nur wenige Beispiele geliefert hat, förderte diese Haltung noch – tatsächlich behauptet Kempson (1975), es gebe nur eine Handvoll Anwärter für diese Kategorie. Doch das ist ein Irrtum, denn bei einer Vielzahl deiktischer Ausdrücke, wie wir sie in Kapitel 2 beschrieben haben, sind konventionelle Implikaturen offensichtlich ein zentraler Bestandteil der Bedeutung. Dies gilt vor allem für diskursdeiktische Ausdrücke wie in (110)²² und für sozialdeiktische Ausdrücke wie in (111) (wenn sie als Anrede gebraucht werden):

(110) jedoch, überdies, übrigens, immerhin, also, trotzdem, obwohl, oh, also

²² In Abschnitt 3.2.6 wird dargelegt, daß die Bedeutung solcher Einheiten häufig auf Mechanismen der *konversationellen* Implikatur beruht. Doch hier behaupten wir, daß die Enkodierung solcher Bedeutungen mit Hilfe der *konventionellen* Implikatur erfolgt.

(111) mein Herr, gnädige Frau, Kumpel, Hochwürden, Junge, he
Nehmen wir beispielsweise TV-Pronomen wie *du/Sie*. Verwendet man (112) statt (113), so verändern sich damit nicht die Wahrheitsbedingungen, sondern man drückt lediglich eine andere soziale Beziehung zwischen Sprecher und Angesprochenem aus, wie in Kapitel 2 dargelegt wurde.

(112) Du bist der Professor

(113) Sie sind der Professor

Die Verwendung von *Sie* signalisiert also konventionell, aber nicht-wahrheitsfunktional, daß der *Angesprochene* im Vergleich zum Sprecher auf einer gesellschaftlich entfernten oder *höheren* Stufe steht. Die unzähligen Höflichkeitsformen, die man beispielsweise in den ostasiatischen Sprachen, wie Koreanisch und Japanisch, findet, werden entsprechend als konventionelle Implikaturen enkodiert.

Oder nehmen wir die Diskurspartikel *oh*. Wie Heritage (1984) für das Englische zeigt, beginnt ein Sprecher seine Äußerung (zumindest in einer bestimmten Verwendung) im allgemeinen mit *oh*, sobald ein anderer Sprecher eine Neuigkeit *verkündet* hat. Es ist das konventionelle Signal dafür, daß eine Neuigkeit empfangen und verarbeitet worden ist, besitzt aber an sich keinen propositionalen Gehalt, der wahrheitsfunktional zu analysieren wäre. (Siehe auch Owen 1981, 1982, der sich mit verwandten Partikeln beschäftigt.)

Diskursdeiktische Ausdrücke, wie in (110), und Anredeformen, wie in (111), weisen überdies die Eigenschaften auf, die Grice konventionellen Implikaturen zuschreibt. Sie sind zum Beispiel *nicht-tilgbar* – so kann man keine Phrase hinzufügen, die die Implikation negiert. Vergleichen wir:

(114) Der Graf von Luxemburg hat drei Schlösser, ja sogar noch mehr

(115) ??Der Graf von Luxemburg hat drei Schlösser, aber nur ein Auto, und eigentlich besteht kein Gegensatz zwischen diesen beiden Feststellungen

In (114) wird die Implikatur 'nicht mehr als drei' durch die angehängte Phrase getilgt. In (115) dagegen mindert die *Hinzufügung* einer entsprechenden Phrase, die die konventionelle Implikatur von *aber* zurücknimmt, die Aussagekraft von *aber* offenbar nicht *im geringsten* – es entsteht vielmehr ein abweichender Satz (vergleiche hier Grice 1961). Darüber hinaus sind konventionelle Implikaturen (im Gegensatz zu konversationellen) *abtrennbar*, wie der Wechsel von *du* zu *Sie* zeigt. Sie werden nicht berechnet (niemand muß berechnen, warum *Sie* höflicher

ist als *du*), und sie werden anscheinend in verschiedenen Kontexten nicht völlig unterschiedlich interpretiert (nehmen wir beispielsweise die Bedeutung der Ausdrücke in (110)).

Der Begriff der konventionellen Implikatur wirft mehrere wichtige Fragen zur Strukturierung einer Grammatik auf. Nach der hier präsentierten Darstellung haben lexikalische Einheiten häufig nicht-wahrheitsfunktionale, aber dennoch konventionelle Bedeutungsmerkmale – so berücksichtigt das Lexikon einer natürlichen Sprache die pragmatischen Komponenten der Bedeutung. Auch die syntaktischen Regeln scheinen von solchen Bedeutungselementen beeinflusst zu werden. Betrachten wir noch einmal die Beispiele (112) und (113): *du* verlangt die Verbform der zweiten Person Singular, *Sie* die Form der dritten Person Plural, aber nach dem Verb *sein* verlangt *Sie* keine Nominalphrase im Plural, falls es sich auf eine Einzelperson bezieht. Folglich gibt es, wie wir in 2.2.5 gesehen haben, eine morphologisch enkodierte Unterscheidung zwischen dem wirklichen Plural-*sie* und dem *Sie*, das in Wahrheit auf eine einzelne Person referiert, was aber nur in Prädikatsnomen erkennbar wird (Comrie 1975 liefert sprachübergreifende Daten hierzu). In einigen Sprachen, in denen es zusätzliche Möglichkeiten der Höflichkeitsbezeugung gibt, verlangt die Morphologie, daß alle Einheiten, die auf eine bestimmte Person referieren, auf derselben Höflichkeitsebene liegen müssen. So würden die meisten Sprecher des Tamil (116) als nicht wohlgeformt oder inakzeptabel empfinden, weil die Höflichkeitsebene für das Subjekt nicht der Höflichkeitsebene für das Prädikat entspricht.

(116) ??*talaiivar colraanka*

Häuptling-Höflichkeitsform sagt-höhere-Höflichkeitsform

Solche Höflichkeitsebenen werden nicht immer durch reguläre morphologische Elemente oder anderweitig in der Form der sprachlichen Einheiten enkodiert. Die Regeln der morphologischen Kongruenz müssen also die konventionellen Implikaturen berücksichtigen, die den Grad des Respekts festlegen, den der Sprecher dem Hörer oder dem Referenzobjekt entgegenbringt. Dann aber ist die Syntax der Pragmatik gegenüber nicht mehr autonom, was die meisten Linguisten nicht widerspruchlos hinnehmen würden. Dieser Schluß ließe sich nur vermeiden, wenn man Sätze erzeugt, in denen Höflichkeitsformen auf nicht akzeptable Weise kombiniert werden, und dann eine zusätzliche Menge pragmatischer *Filterregeln* einführt, die morphologische Standardprozesse nachahmen. Der Mechanismus einer solchen Lösung ist von Gazdar & Klein (1977) untersucht worden. Die Lösung ist nicht sehr elegant, weil die pragmati-

schen Filter in einer Sprache mit vielen Höflichkeitsformen ungeheuer viel Arbeit leisten müßten, die normalerweise der Morphologie oder der Syntax zudedacht wäre (Harada 1976 verdeutlicht das Ausmaß des Problems am Beispiel des Japanischen). Doch die Frage ist wichtig, weil die Wechselbeziehung zwischen konventionellen Implikaturen und Syntax eindeutig einer der Bereiche ist, in denen die Pragmatik besonders tiefgreifend auf die grammatischen Prozesse einwirkt. Bisher hat man erst wenig darüber nachgedacht, welche Auswirkungen diese Wechselbeziehungen für die Gesamtstruktur einer Grammatiktheorie haben.

Karttunen & Peters (1975, 1979) haben eine neue und ganz andere Interpretation der konventionellen Implikaturen und der mit ihnen zusammenhängenden sprachlichen Erscheinungen entwickelt. Sie schlagen im wesentlichen vor, die zentralen Beispiele des Phänomens, das normalerweise *Präsupposition* genannt wird, als konventionelle Implikaturen zu behandeln, und skizzieren eine formale Analyse im Rahmen der Montague-Grammatik. Die Theorie wird in Kapitel 4 ausführlich erörtert; wir gehen hier schon darauf ein, um die Begriffsverwirrung zu minimieren. Tatsächlich haben die von ihnen beschriebenen Phänomene ganz andere Eigenschaften als die konventionellen Implikaturen von Ausdrücken wie in (110) und (111) (siehe Levinson 1979b). Wir werden den Begriff im vorliegenden Buch jedoch weiterhin wie Grice für die Inferenzen verwenden, die mit solchen Ausdrücken verknüpft sind.

Wir haben die Implikaturarten beschrieben, die in der Literatur einen zentralen Platz einnehmen, doch scheint es, wie Grice vorausgesehen hat, noch andere nicht-konventionelle Arten von Inferenzen zu geben, die von anderen Maximen oder Prinzipien des Sprachgebrauchs erzeugt werden. So werden wir unten sehen, daß es ein *Informativitätsprinzip* gibt, welches Implikaturen erzeugt, die manchmal in Konflikt mit den Implikaturen stehen, die auf der Maxime der Quantität beruhen (Atlas & Levinson 1981); außerdem gibt es Höflichkeitsregeln, die systematische Inferenzen von erstaunlicher Komplexität hervorrufen (Brown & Levinson 1978). In der Tat könnte dem ein generelles Prinzip zugrundeliegen – jeder wechselseitig angenommenen Beschränkung des Sprachgebrauchs entspricht eine Menge möglicher Inferenzen, die entstehen, weil der Sprecher die Beschränkung entweder beachtet oder mißachtet. In diesem Falle wären zahlreiche Implikaturarten erst noch zu entdecken.

Die starke Vermehrung der Implikaturarten erinnert an die Feststellung aus Kapitel 1, daß die jüngeren Entwicklungen in der Pragmatik zu einer 'modularen' Betrachtung der Natur der Bedeutung führen. Die Gesamtbedeutung oder der kommunikative Gehalt einer Äußerung läßt

sich, Grice (1975) folgend, möglicherweise wie in Abbildung 3.1 aufspalten. Dort sehen wir, daß der wahrheitsfunktionale Gehalt einer Äußerung (der nach Grice dem *Gesagten* entspricht) möglicherweise nur einen kleinen Teil ihrer Gesamtbedeutung ausmacht. Bei der Untersuchung weiterer pragmatischer Themen werden wir dieser Liste weitere Arten pragmatischer Inferenzen hinzufügen.

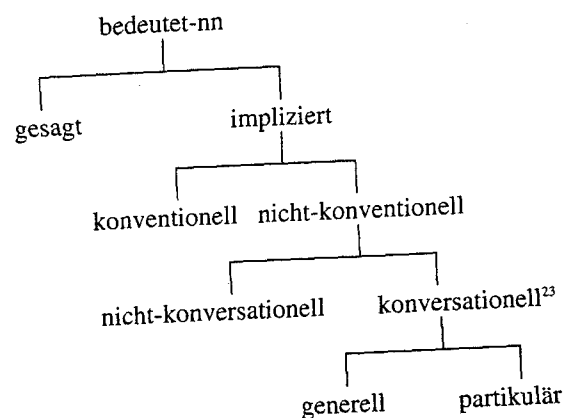


Abbildung 3.1 Arten des kommunikativen Gehalts

3.2.4 Generelle Quantitätsimplikaturen

Wie wir bereits in Abschnitt 3.0 hervorgehoben haben, liegt einer der größten erhofften Vorzüge des Begriffs der konversationellen Implikatur in einer wesentlichen Vereinfachung der Semantik. So vermeidet man ein Übermaß an Bedeutungen von lexikalischen Einheiten, wenn man davon ausgeht, daß Implikaturen häufig die verschiedenen Interpretationen desselben Ausdrucks in unterschiedlichen Kontexten erklären. So läßt sich die Interpretation 'und dann' von *und*, wie wir gesehen haben, auf die Maxime der Modalität zurückführen.

Um aber zu zeigen, wie weitreichend sich Grice' Theorie in dieser Hinsicht auswirken kann, müssen wir genauer darlegen, wie die Maximen funktionieren; dann können wir eine Reihe von Implikaturen präzise

²³ D.h. durch die Konversationsmaximen impliziert.

vorhersagen, zeigen, inwiefern diese mit Aspekten der *Bedeutung* der betreffenden sprachlichen Ausdrücke zu verwechseln sind, und die großen Vorteile für die Semantik verdeutlichen, wenn man diese Fehler nicht macht und die systematischen Auswirkungen der Implikaturen zur Erklärung heranzieht.

Dabei konzentrieren wir uns auf einige generelle Quantitätsimplikaturen, denn diese scheinen momentan am besten erforscht zu sein (insbesondere dank der Arbeiten von Horn 1972, 1973 und Gazdar 1979a). In Anlehnung an Gazdar 1979a erörtern wir zwei spezielle wichtige Untergruppen – die **skalaren** Quantitätsimplikaturen und die **klausalen** Quantitätsimplikaturen.

Eine sprachliche **Skala** besteht aus einer Menge sprachlicher Alternativen oder kontrastiver Ausdrücke derselben grammatischen Kategorie, die sich nach ihrer *Informativität* oder semantischen Stärke linear anordnen lassen. Eine solche Skala hat im allgemeinen die Form einer (durch spitze Klammern gekennzeichneten) geordneten Menge sprachlicher Ausdrücke oder **skalarer Prädikate**, $e_1, e_2, e_3 \dots e_n$, wie in:

$$(117) \langle e_1, e_2, e_3, \dots e_n \rangle$$

Wenn wir e_1 oder e_2 usw. in einem Satzrahmen A ersetzen, erhalten wir die wohlgeformten Sätze $A(e_1)$, $A(e_2)$ usw., und wo aus $A(e_1)$ $A(e_2)$ folgt, folgt aus $A(e_2)$ $A(e_3)$ usw., aber nicht umgekehrt. Die Quantoren *alle* und *einige* beispielsweise bilden die Implikationsskala $\langle \text{alle}, \text{einige} \rangle$, weil aus einem Satz wie (118) (119) *folgt* (d.h. wann immer (118) wahr ist, ist auch (119) wahr), aber nicht umgekehrt.

(118) Alle jungen Leute gingen zu dem Fest

(119) Einige der jungen Leute gingen zu dem Fest

Wenn eine beliebige Skala dieser Art gegeben ist, gibt es eine allgemeine prädiktive Regel zur Ableitung einer Menge von Quantitätsimplikaturen: Behauptet ein Sprecher, es gelte ein niedrigerer oder schwächerer Punkt der Skala (d.h. eine Einheit rechts in der geordneten Menge der Alternativen), so impliziert er, daß ein höherer oder stärkerer Punkt (links in der geordneten Menge) *nicht* gilt. Behauptet man also (119), so impliziert man konversationell, daß nicht alle jungen Leute zu dem Fest gingen. Dies ist der Fall, obwohl es mit der Wahrheit von (119) sogar durchaus vereinbar ist, daß auch (118) wahr ist; das sieht man daran, daß (120) keinen Widerspruch enthält:

(120) Einige der jungen Leute gingen zu dem Fest, ja sogar alle

Dies läßt sich allgemein als Regel für die Ableitung **skalarer Implikaturen** aus skalaren Prädikaten formulieren:

- (121) *Skalare Implikaturen*: Für eine beliebige Skala der Form $\langle e_1, e_2, e_3, \dots, e_n \rangle$ gilt: Behauptet ein Sprecher $A(e_2)$, so impliziert er $\sim A(e_1)$, behauptet er $A(e_3)$, so impliziert er $\sim A(e_2)$ und $\sim A(e_1)$ und, allgemein gesagt, behauptet er $A(e_n)$, so impliziert er $\sim (A(e_{n-1}))$, $\sim (A(e_{n-2}))$ usw. bis zu $\sim (A(e_1))$

Damit die skalare Implikatur tatsächlich erschlossen wird, muß der Ausdruck, der sie erzeugt, aus einem komplexen Satz, zu dem er gehört, folgen. So verlangt die Äußerung von

(122) Peter sagt, daß einige der jungen Leute zum Fest gegangen sind nicht vom Sprecher, daß er weiß 'Nicht alle sind gegangen', weil *einige* in einem Nebensatz steht, der nicht aus dem Hauptsatz folgt. Aus diesem Grunde und wegen der Aufhebbarkeit im allgemeinen ist es sinnvoll, zwischen **potentiellen** und **tatsächlichen** Implikaturen zu unterscheiden (wie in Gazdar 1979a). Regel (121) (und auch Regel (126) unten) generiert potentielle, nicht notwendigerweise tatsächliche, Implikaturen.

Eine solche Regel setzt gewissermaßen voraus, daß der semantische Gehalt niedrigerer Einheiten auf einer Skala mit der Wahrheit geltender höherer Einheiten vereinbar ist, und die Inferenz, daß höhere Einheiten eigentlich nicht gelten, ist lediglich eine Implikatur. Somit ist *einige* vereinbar mit *alle*, und 'nicht alle' ist folglich kein Bestandteil seines semantischen Gehalts, denn dies ist eine skalare Implikatur, die regulär mit *einige* verknüpft wird, aber, wie alle Implikaturen, tilgbar ist. Wendet man die Regel (121) auf die folgenden Skalen an (vergleiche Horn 1972), so lassen sich die Implikaturen, die sich aus der Regel ableiten, intuitiv prüfen:

- (123) \langle alle, die meisten, viele, einige, wenige \rangle
- \langle und, oder \rangle
 - \langle n, ... 5, 4, 3, 2, 1 \rangle
 - \langle ausgezeichnet, gut \rangle
 - \langle heiß, warm \rangle
 - \langle immer, oft, manchmal \rangle
 - \langle V schaffen, V versuchen, V wollen \rangle
 - \langle notwendigerweise p, p, möglicherweise p \rangle
 - \langle sicher, daß p, wahrscheinlich, daß p, möglich, daß p \rangle
 - \langle muß, sollte, kann \rangle

\langle kalt, kühl \rangle

\langle lieben, mögen \rangle

\langle keiner, nicht alle \rangle ²⁴

Um zu zeigen, daß diese regulären skalaren Inferenzen tatsächlich Implikaturen sind, müssen wir eine Gricesche Argumentation anführen, aus der sich beispielsweise die Inferenz ableitet, daß (118) aufgrund der Äußerung von (119) unter kooperativen Bedingungen nicht zutrifft. Eine Kurzfassung dieser Argumentation könnte etwa so lauten:

- (124) Sprecher S hat $A(e_2)$ gesagt. Wäre S in der Lage zu behaupten, es gelte eine stärkere Einheit auf der Skala – d.h. $A(e_1)$ zu behaupten –, so würde er mit der Behauptung von $A(e_2)$ die erste Maxime der Quantität verletzen. Da ich, der Angesprochene, annehme, daß S kooperativ ist und daher die Maxime der Quantität nicht unerwartet verletzen wird, gehe ich davon aus, daß S übermitteln möchte, daß er *nicht* in der Lage ist zu behaupten, die stärkere Einheit e_1 auf der Skala gelte, und tatsächlich weiß, daß sie nicht gilt

Allgemeiner und etwas expliziter:

- (125) (i) S hat p gesagt

(ii) Es gibt einen Ausdruck q, der informativer ist als p (d.h. p folgt aus q) und der sich im Hinblick auf den derzeitigen Zweck des Gesprächs als Beitrag eignen würde (dies ist möglicherweise ein impliziter Verweis auf die Maxime der Relation)

(iii) q ist etwa so kurz wie p. Demnach ist es nicht einfach der Fall, daß S p statt q gesagt hat, um sich kürzer zu fassen (d.h. um der Maxime der Modalität zu genügen)

(iv) Da S, wenn er wüßte, daß q gilt, und dennoch p äußerte, gegen die Forderung verstieße, seinen Beitrag so informativ wie nötig zu gestalten, muß S wollen, daß ich, der Angesprochene, folgere, daß S weiß, daß q nicht zutrifft ($K \sim q$), oder daß er zumindest nicht weiß, ob q zutrifft ($\sim Kq$)

Wichtig an diesen Argumentationen ist, daß sie eine Implikatur ableiten, indem sie auf das Bezug nehmen, was *nicht* gesagt wurde. So erlaubt der Verzicht auf Aussage $A(e_1)$ bei gleichzeitigem Äußern einer schwächeren Aussage gemäß der Maxime der Quantität die Inferenz, daß $A(e_1)$ nicht zutrifft. Weiter ist festzuhalten, daß die Inferenz implizit oder explizit **epistemisch modifiziert** ist, das heißt, aus der Äußerung von $A(e_2)$ wird tatsächlich gefolgert 'der Sprecher weiß, daß nicht $A(e_1)$ ' (symbolisch $K \sim A(e_1)$) und nicht einfach $\sim A(e_1)$. Übermittelt wird

²⁴ Auf dieser Implikatur von *nicht alle* auf 'nicht keiner', also 'einige', beruht eine Interpretation von Beispiel (88).

demnach die Verpflichtung des Sprechers, daß er weiß, daß $\sim A(e_1)$. Das verdeutlicht den pragmatischen Charakter der Implikation (durch den Bezug auf den Wissensstand der Teilnehmer) und hat bedeutende Auswirkungen auf die Formalisierung. In Anlehnung an Hintikka 1962 können wir 'S weiß, daß p ' als Kp darstellen und 'S weiß nicht, ob p ' (oder 'es ist epistemisch möglich, daß p ') als Pp . Die beiden Konzepte K und P stehen dann in derselben Beziehung zueinander wie die Modalbegriffe *notwendig* und *möglich* (siehe Allwood, Andersson & Dahl d1973: 92), das heißt, $Kp \leftrightarrow \sim P \sim p$ (S weiß, daß p , dann und nur dann, wenn es, gegeben, was S weiß, epistemisch unmöglich ist, daß nicht p). Im Zusammenhang damit ist schließlich noch zu bemerken, daß diese Gricesche Argumentation offenläßt (und wir verwenden die epistemische Notation hier mit gutem Grund), ob die Inferenz $\sim K(A(e_1))$ oder die Inferenz $K \sim (A(e_1))$ gilt bzw. 'S weiß nicht, daß $A(e_1)$ ' oder 'S weiß, daß nicht $A(e_1)$ '. Empirisch wird beispielsweise aus (119) die stärkere Implikatur 'S weiß, daß nicht (118)' abgeleitet, und das gilt für skalare Implikaturen allgemein. Andere Arten von Quantitätsimplikaturen scheinen im allgemeinen die schwächere Form der Inferenz zuzulassen, was bedeutet, daß sich der Sprecher nicht bewußt ist, daß eine stärkere Aussage gilt. Warum das so ist, bleibt eines der vielen Rätsel in diesem Bereich (siehe die Erörterung in Atlas & Levinson 1981).

Wir kommen nun zu den **klausalen Implikaturen**. Gazdars Formulierung (1979a) lautet (leicht vereinfacht) wie folgt:

- (126) *Klausale Implikaturen*: Wenn S einen komplexen Ausdruck p behauptet, der (i) einen eingebetteten Satz q enthält, und (ii) q weder aus p folgt noch von p präsupponiert wird und es (iii) einen alternativen Ausdruck r von etwa der gleichen Länge gibt, der q enthält, so daß q aus r folgt oder von r präsupponiert wird, dann impliziert S, wenn er p statt r behauptet, daß er nicht weiß, ob q wahr oder falsch ist, d.h. er impliziert Pq & $P \sim q$

Dem liegt folgende Intuition zugrunde: Verwende ich einen sprachlichen Ausdruck, der mich nicht auf eine eingebettete Proposition festlegt, statt eines anderen möglichen, stärkeren Ausdrucks, der mich darauf festlegen würde, so darf man mir die Implikation unterstellen, daß ich nicht in der (epistemischen) Lage bin, die stärkere Aussage zu machen. Sage ich also (127) statt (128)

(127) Ich glaube, daß Peter nicht da ist

(128) Ich weiß, daß Peter nicht da ist

so impliziere ich, daß es, soviel ich weiß, möglich ist, daß Peter in Wahrheit doch da ist. Oder sage ich

(129) Die Russen oder die Amerikaner sind gerade auf dem Mars gelandet so folgt daraus, daß die eine oder die andere Partei auf dem Mars gelandet sind, aber ich impliziere, daß es, soviel ich weiß, möglich ist, daß es die Russen sind, und daß es möglich ist, daß es nicht die Russen sind. Ich habe nämlich (129) geäußert und nicht etwa (130), womit ich mich unter anderem darauf festlegen würde, daß die Russen auf dem Mars gelandet sind:

(130) Die Russen und die Amerikaner sind auf dem Mars gelandet

Die Äußerung einer Disjunktion impliziert also, daß man nicht weiß, welches Disjunkt wahr ist, weil eine Disjunktion bedeutet, daß keiner der eingebetteten Sätze aus dem Ganzen folgt (oder von ihm präsupponiert wird). Da man einen stärkeren Ausdruck hätte wählen können, aus dem eins der Disjunkte oder beide folgen würden, darf unterstellt werden, daß man nicht in der Lage war, den stärkeren Ausdruck zu äußern. Demnach erzeugt eine Behauptung der Form p oder q die Menge der Implikaturen $\{Pp, P \sim p, Pq, P \sim q\}$, d.h. es ist epistemisch möglich, daß p , auch, daß nicht p , auch, daß q , auch, daß nicht q .

Ein Satz der Form p oder q hat diese Implikaturen, weil es andere Sätze gibt, wie p und q oder einfach p oder q , die stärker oder informativer sind, da aus ihnen p oder q oder beide folgen. Ähnliche Paare aus 'stärkeren' und 'schwächeren' Konstruktionen finden wir unter (131).

(131) (a) stärkere Form	(b) schwächere Form	(c) Implikaturen von (b)
' p und q '	' p oder q '	$\{Pp, P \sim p, Pq, P \sim q\}$
'da p , q '	'wenn p , dann q '	$\{Pp, P \sim p, Pq, P \sim q\}$
' a weiß p '	' a glaubt p '	$\{Pp, P \sim p\}$
' a begriff p '	' a dachte p '	$\{Pp, P \sim p\}$
' a enthüllte p '	' a sagte p '	$\{Pp, P \sim p\}$
'notwendigerweise p '	'möglicherweise p '	$\{Pp, P \sim p\}$

Festzuhalten ist, daß Einheiten, die mit ihren jeweiligen skalaren Implikaturen in der Skalenliste (121) aufgeführt waren, mit zusätzlichen und etwas anderen klausalen Implikaturen hier wieder erscheinen könnten. So hat die Äußerung *möglicherweise p* die skalare Implikatur 'nicht notwendigerweise p '. Doch da aus *möglicherweise p* im Gegensatz zu *notwendigerweise p* nicht p folgt, so erzeugt die Äußerung von *möglicherweise p* die klausale Implikatur, daß der Sprecher nicht weiß, ob p zutrifft oder nicht (d.h. die Menge an Implikaturen $\{Pp, P \sim p\}$ wird

erzeugt). Und Äußerungen der Form *p oder q* haben die skalare Implikatur $K \sim (p \ \& \ q)$ sowie die klausalen Implikaturen $\{Pp, P \sim p, Pq, P \sim q\}$. Demnach können gemäß der Regeln (121) und (126) auch die einfacheren komplexen Sätze mehrere Quantitätsimplikaturen erzeugen.

Nun können wir zeigen, inwiefern das Erkennen solcher genereller Quantitätsimplikaturen zur Vereinfachung der Semantik beitragen kann. Zu Beginn des Kapitels haben wir ein verbreitetes Problem der Semantik beschrieben: Zahlreiche Wörter verhalten sich anscheinend so, als hätten sie entweder eine einzige wandelbare Bedeutung (die sich je nach Kontext verändern kann) oder als hätten sie unzählige verschiedene, aber eng verwandte Bedeutungen. Keine der beiden Analysen will so recht überzeugen. Die Implikatur bietet eine attraktivere Lösung an – Wörter haben häufig eine einzige zentrale Bedeutung, die abhängig vom Kontext und demnach wieder aufhebbar durch verschiedenartige systematische Implikaturen erweitert werden kann.

Die Wörter *heiß* und *warm* beispielsweise würden die Semantiker möglicherweise gern so analysieren, daß sie unterscheidbare und verschiedene (wenn auch nicht genau definierbare) Abschnitte auf einer Wärmeskala abdecken. Folglich wäre es widersprüchlich zu sagen

(132) Diese Suppe ist warm, ja sogar heiß

so wie auch folgende Äußerung widersprüchlich ist:

(133) *Dieses Buch ist kurz, ja sogar lang

Aber ganz offensichtlich birgt (132) keinen Widerspruch. Darauf könnten die Semantiker behaupten, die Bedeutungen natürlichsprachlicher Begriffe wie *warm* seien einfach zu vage oder unverbindlich, um Widersprüche erzeugen zu können, oder sie könnten erwägen, *warm* sei in Wahrheit ambig und habe die zwei Bedeutungen 'weder kalt noch heiß' (was in (132) eindeutig nicht möglich ist) und 'nicht kalt' oder 'zumindest warm' (was für (132) gelten würde). Die Theoretiker, die mit Implikaturen arbeiten, können aber noch eine andere Antwort anbieten: Die Wärmeskala ist nicht in diskrete, etikettierte Abschnitte aufgeteilt, sondern vielmehr so strukturiert, daß das Heiße ein Sonderfall des Warmen ist. Demnach folgt aus einem Satz der Form *X ist heiß* 'X ist warm'. Die Begriffe bilden also eine Skala <heiß, warm> wie in (121), und das erlaubt die Vorhersage, daß die Äußerung *X ist warm* konversationell impliziert 'X ist nicht heiß'. Die Implikatur ist aber, wie alle Implikaturen, aufhebbar und wird folglich von der Behauptung in (132), X sei sogar heiß, getilgt. Eine solche Erklärung kann zu einem generellen Postulat über die Bedeutung der Einheiten in sprachlichen Skalen werden

– allgemein *folgen* aus solchen Einheiten, wenn sie in Behauptungen eingebettet sind, ihre unteren Grenzen (aus *warm* in einem Satz folgt 'zumindest warm'), aber ihre oberen Grenzen werden lediglich *impliziert* (*warm* impliziert 'nicht heiß').

Das Erkennen von solchen skalaren Implikaturen hilft nicht nur, die Semantik des Wortschatzes einer Sprache zu verstehen; es ist auch von großer Bedeutung für das Verständnis der natürlichsprachlichen 'logischen' Ausdrücke, insbesondere der Konjunktionen, der Quantoren und der Modalausdrücke. Die richtige Analyse solcher Begriffe ist natürlich für jede Semantiktheorie äußerst wichtig, ganz besonders aber für eine, die auf logischen Prinzipien beruht. Dennoch war es außerordentlich schwierig, auf diesem Gebiet zu wirklichen Erkenntnissen zu gelangen, solange die Theorie der Implikatur noch nicht entwickelt war.

So war schon lange bekannt, daß die Disjunktion in vielen natürlichen Sprachen insofern ambig erscheint, als sie eine **exklusive** Lesart wie in (134) hat, wo anscheinend behauptet wird, daß nur ein Disjunkt wahr ist, und eine **inklusive** wie in (135), wo beide Disjunkte wahr sein können.

(134) Miriam ist in der Küche oder im Arbeitszimmer

(135) Das Buch ist rot oder purpurn

Die beiden hypothetischen Bedeutungen wären also: Ein und nur ein Disjunkt ist wahr (exklusiv, symbolisch \vee) und ein oder beide Disjunkte sind wahr (inklusive, symbolisch \vee). In diesem Falle würde die Hinzufügung von *oder beides* in (136) den Satz 'disambiguieren':

(136) Ronald ist ein Filmstar oder ein Politiker oder beides

Laut Gazdar (1979a: 82) kann die Ambiguitätstheorie jedoch nicht richtig sein. Nach logischen Standardäquivalenzen lassen sich nämlich die folgenden Entsprechungen formulieren:

(137) $\sim (p \vee q) \leftrightarrow (\sim p) \ \& \ (\sim q)$

(138) $\sim (p \vee\vee q) \leftrightarrow ((\sim p) \ \& \ (\sim q)) \vee (p \ \& \ q)$

Aufgrund von (138) würde man vorhersagen, daß (139) als eine Lesart (140) zuliebe:

(139) Ronald ist nicht Filmstar oder Politiker

(140) Entweder ist Ronald kein Filmstar und kein Politiker oder er ist beides

Es scheint aber keine Lesart zu geben, nach der behauptet wird, daß entweder beide Konjunkte falsch oder beide wahr sind.²⁵ Die Ambiguitätstheorie führt also offensichtlich zu falschen Vorhersagen.

Statt von einer Ambiguität auszugehen, kann man jedoch auch die Implikaturtheorie zur Erklärung heranziehen. Der skalare Mechanismus in (121) sagt nämlich einfach vorher, daß *p* oder *q* normalerweise als '*p* \vee *q*', also exklusiv, interpretiert wird. Es gibt eine Skala $\langle \text{und, oder} \rangle$, wobei die Bedeutung von *und* mit dem logischen $\&$ und die Bedeutung von *oder* mit dem logischen \vee (für inklusive Disjunktion) gleichzusetzen ist. Sagt man *p* oder *q*, so impliziert das folglich, daß die stärkere Einheit auf der Skala nicht gilt, also $\sim (p \& q)$. Verbindet man dann aber die Bedeutung von *p* oder *q* mit der skalaren Implikatur, so erhält man die exklusive Lesart $(p \vee q) \& \sim (p \& q) \leftrightarrow p \vee q$. Die Bedeutung von *oder* im Deutschen, Englischen und möglicherweise allgemein in natürlichen Sprachen kann somit als *univok* und *inklusiv* betrachtet werden, während die exklusive Interpretation auf einer generellen Implikatur beruht (siehe Gazdar 1979a: 78-83).

Die Modalausdrücke sind ein weiterer zentraler logischer Bereich, in den die Implikatur wichtige Einsichten liefert. Wie Horn (1973) anschaulich dokumentiert hat, herrschte während vieler Jahrhunderte logischer Forschung beträchtliche Verwirrung über die richtige Interpretation der Beziehung zwischen den Satzoperatoren *notwendig* und *möglich* und den damit verbundenen Modalausdrücken *muß* und *kann*. Die Probleme entstehen wie folgt. (141) scheint (142) zu implizieren.

(141) Der Gorilla gehört möglicherweise zur Gattung *Homo*

(142) Der Gorilla gehört möglicherweise nicht zur Gattung *Homo*

²⁵ Bei einer starken Betonung von *oder* kann man (139) freilich so interpretieren, daß es nur die Bedeutung des zweiten Disjunks von (140) besitzt; man kann nämlich sagen *Ronald ist nicht Filmstar ODER Politiker, er ist BEIDES*. Das scheint dafür zu sprechen, daß *oder* nicht mit dem logischen \vee gleichzusetzen ist, denn $\sim (p \vee q) \& (p \& q)$ ist ein Widerspruch. Diese besondere Interaktion zwischen Betonung und Negation ist jedoch ganz allgemeiner Art – so kann man sagen *Harald MAG Martha nicht, er LIEBT sie*, obwohl aus der Tatsache, daß man jemanden nicht mag, folgt, daß man ihn nicht liebt. Das Prinzip lautet anscheinend: Behauptet man bei einer gegebenen Skala $\langle e_1, e_2 \rangle \sim A(e_2)$ und betont dabei *e*₂ stark, so kann man $A(e_1)$ meinen. Man könnte behaupten, daß *e*₂ hier nicht *gebraucht*, sondern *zitiert* wird. Zu weiteren Ausführungen siehe Grice 1978 und Horn 1978.

Demzufolge sind wir möglicherweise, wie gelegentlich auch Aristoteles, geneigt, (143) als grundlegendes Axiom anzunehmen (wobei \square = notwendigerweise, \diamond = möglicherweise):

$$(143) \diamond p \rightarrow \diamond \sim p$$

d.h. wenn *p* möglich ist, dann ist es möglich, daß nicht *p*

Doch da wir auch zulassen wollen, daß alles, was notwendig ist, auch möglich sein muß, werden wir ebenfalls das Axiom (144) annehmen:

$$(144) \square p \rightarrow \diamond p$$

d.h. wenn *p* notwendig ist, dann ist es möglich

Und per definitionem:

$$(145) \square p \rightarrow \sim \diamond \sim p$$

d.h. wenn *p* notwendig ist, dann ist es nicht möglich, daß nicht *p*

Doch wenn wir diese drei Axiome kombinieren, erhalten wir die absurde Schlußfolgerung, daß *p* nicht notwendig ist, wenn es notwendig ist:

$$(146) \text{ (i) } \square p \rightarrow \diamond p \quad \text{(laut (144))}$$

$$\text{ (ii) } \diamond p \rightarrow \diamond \sim p \quad \text{(laut (143))}$$

$$\text{ (iii) } \diamond \sim p \rightarrow \sim \square p \quad \text{(durch Kontraposition aus (145) mit Unterdrückung der doppelten Negation)}$$

$$\text{ (iv) deshalb gilt: } \square p \rightarrow \sim \square p$$

Natürlich kann man nicht an beiden Axiomen festhalten, und die meisten Logiker waren so gescheit, (143) zurückzuweisen. Doch woher kommt unsere Überzeugung, daß (143) eine gültige Inferenz ist? Des Rätsels Lösung ist eine skalare Implikatur. \square und \diamond bilden die Skala $\langle \square, \diamond \rangle$; mit der Behauptung des schwächeren Elements $\diamond p$ wird also impliziert, daß (der Sprecher weiß, daß) das stärkere nicht gilt, d.h. $\sim \square p$ (oder, streng genommen, $K \sim \square p$). Doch gemäß logischer Äquivalenz gilt auch: Wenn *p* nicht notwendig ist, dann trifft es möglicherweise nicht zu, d.h. $\sim \square p \rightarrow \diamond \sim p$. Demnach ist (143) in natürlichen Sprachen eine legitime Inferenz, wenn man sie als Implikatur und nicht als logische Inferenz betrachtet. Formulieren wir deshalb neu:

$$(147) \text{ Eine Äußerung der Form } \diamond p \text{ impliziert konversationell } \sim \square p \text{ und daher gemäß logischer Äquivalenz } \diamond \sim p$$

Bei früheren Versuchen, die modale Logik zu formalisieren, hätte sich sehr viel Verwirrung vermeiden lassen, wenn man bereits auf die Unterscheidung zwischen logischer Folge und konversationeller Inferenz hätte zurückgreifen können (siehe Horn 1973).

Wir wenden uns nun den klausalen Implikaturen zu und halten fest, daß *p* oder *q* folgende Implikaturen hat:

(148) Implikaturen von 'p oder q'

skalar: $K \sim (p \& q)$

klausal: $\{Pp, P \sim p, Pq, P \sim q\}$

Mit der klausalen Implikatur erklärt sich die Intuition, daß die Äußerung von (149) äußerst irreführend wäre, wenn man wüßte, daß sich Paul im Wohnzimmer befindet:

(149) Paul ist entweder im Wohnzimmer oder im Wintergarten

Nach (148) hat die Äußerung von (149) nämlich die klausale Implikatur, daß Paul nach allem, was der Sprecher weiß, im einen oder anderen Raum sein kann. Weiß man also, daß *p*, verhält man sich mit der Aussage *p* oder *q* nicht kooperativ. Der Gebrauch der Disjunktion signalisiert vielmehr, daß man Gründe hat, das eine oder andere Disjunkt zu glauben, aber nicht weiß, welches. Indem die Implikaturtheorie erklärt, warum mit der Äußerung einer Disjunktion letztlich viel mehr als ihre logische Bedeutung übermittelt wird, ermöglicht sie es erneut, die einfache logische Analyse von *oder* als inklusive Disjunktion beizubehalten und gleichzeitig das Abweichen von dieser Analyse im tatsächlichen Sprachgebrauch zu begründen.

Ähnliches gilt für Konditionale. Es gibt mittlerweile gute Gründe für die Annahme, daß das natürlichsprachliche *wenn ... dann* nicht dem logischen \rightarrow , dem materialen Konditional, entspricht (siehe Gazdar 1979a: 83–87); doch wie auch immer die richtige *semantische* Analyse der Konditionale aussieht – eine Reihe besonders problematischer Eigenschaften läßt sich mit Hilfe der Implikatur erklären. Gemäß unserer Regel (126) können wir (150) vorhersagen:

(150) Klausale Implikaturen von 'wenn *p*, dann *q*'

$\{Pp, P \sim p, Pq, P \sim q\}$

Mit der Äußerung von (151) impliziert man also, daß man weder einen Grund zu der Annahme hat, Christoph habe bereits ein Stipendium, noch zu der Annahme, er werde tatsächlich das Medizinstudium an den Nagel hängen.

(151) Wenn Christoph ein Stipendium bekommt, gibt er sein Medizinstudium auf

Es wurde auch die Meinung vertreten, man solle die hypothetischen Implikationen, die mit dem Gebrauch von *wenn ... dann* verknüpft sind, in die Bedeutung des Konditionals aufnehmen. Doch leider sind solche

Implikationen – wie all die anderen in diesem Abschnitt besprochenen – aufhebbar. Betten wir demnach (151) in den Diskurskontext von (152) ein, so lösen sich die klausalen Implikaturen auf:

(152) A: Ich habe gerade gehört, daß Christoph ein Stipendium bekommen hat

B: O je. Wenn Christoph ein Stipendium bekommt, gibt er sein Medizinstudium auf

Somit lassen sich Bedeutungsaspekte, die konsistent mit dem Konditional verknüpft, aber dennoch aufhebbar sind, anhand der Implikatur erklären. Würden solche hypothetischen Implikationen in die Semantik des Konditionals aufgenommen, so müßte man aufgrund von (152) erneut eine Ambiguität voraussetzen.

Die Existenz mehrerer verschiedener Arten von Quantitätsimplikaturen, darunter die skalaren und klausalen, führt zu einem **Projektionsproblem** der Implikaturen, weil die Implikaturen komplexer Ausdrücke möglicherweise nicht einfach der Summe der Implikaturen aller Teile entsprechen. So lassen sich, wie in Abschnitt 3.1 erörtert, Implikaturen aussetzen, wenn man sie ausdrücklich in einem *Wenn*-Satz erwähnt:

(153) Einige, wenn nicht alle, Arbeiter traten in den Streik

Gemäß Regel (121) sollte *einige* die skalare Implikatur (154) erzeugen.

(154) $K \sim$ (alle Arbeiter traten in den Streik)

d.h. S weiß, daß nicht alle Arbeiter in den Streik traten

Gemäß (150) sollte die Phrase *wenn nicht alle* jedoch auch die klausale Implikatur (155) nach sich ziehen:

(155) P (alle Arbeiter traten in den Streik)

d.h. nach allem, was S weiß, ist es möglich, daß alle Arbeiter in den Streik traten

Nun sind die beiden Implikaturen (154) und (155) nicht konsistent, und intuitiv scheint es klar, daß die klausale Implikatur (155) die skalare Implikatur (154) *tilgt*. Aufgrund solcher Beobachtungen hat Gazdar (1979a) einen Projektionsmechanismus formuliert, der das Tilgen von Implikaturen wie folgt darstellen soll.²⁶ Der kommunikative Gehalt einer

²⁶ Gazdar stellt in seinem Modell dar, worauf individuelle Sprecher festgelegt sind und wie dadurch Implikaturen getilgt werden. Die interaktiven Aspekte dessen, was im Gesprächsverlauf möglicherweise wechselseitig angenommen wird, werden nicht erfaßt. Überdies macht das Modell falsche Vorhersagen zu Tropen oder Ausbeutungen der Maximen, wo Implikaturen häufig Folge-

Äußerung *U* werde geschätzt, indem man die unterscheidbaren semantischen und pragmatischen Inferenzen von *U* dem Kontext *C* nacheinander hinzufügt, wobei *C* die Menge der Überzeugungen ist, auf die der Sprecher zum Zeitpunkt der Äußerung von *U* festgelegt ist. Bei der Äußerung von *U* werden dem Kontext zuerst die *Folgerungen* (oder der semantische Gehalt) von *U* hinzugefügt (hier ließe sich ergänzen: nur wenn sie selber mit allen Propositionen in *C* konsistent sind; sonst analysieren die Teilnehmer *U* als eine Mißachtung der Maxime der Qualität und erwarten eine entsprechende Implikatur). Darauf werden alle *klausalen* Implikaturen hinzugefügt, die mit dem Inhalt von *C* (der jetzt bereits die Folgerungen von *U* enthält) konsistent sind; nicht konsistente klausale Implikaturen werden einfach zurückgewiesen und der Menge von Propositionen im Kontext *C* nicht hinzugefügt. Erst jetzt kommen die *skalaren* Implikaturen hinzu, sofern sie mit dem Kontext, der schon durch die Folgerungen und klausalen Implikaturen von *U* ergänzt wurde, konsistent sind. Dieser Mechanismus sagt richtig vorher, daß die skalare Implikatur (154), die man erst nach der Hinzufügung der klausalen Implikatur (155) zum Kontext *C* bewertet, als nicht konsistent mit dem bisher Akzeptierten zurückgewiesen wird. Demnach erklärt Gazdar die *Aufhebbarkeit* damit, daß Implikaturen nur dann akzeptiert werden, wenn sie mit den Folgerungen und anderen Implikaturen, die Priorität haben, konsistent sind. Dieser Mechanismus erklärt überdies auch, warum man Implikaturen, wie in (156), ausdrücklich negieren kann.

(156) Einige meiner besten Freunde sind drogenabhängig, wahrscheinlich sogar alle

Die Folgerungen aus dem zweiten Teilsatz, die dem Kontext als erste hinzugefügt werden, tilgen nämlich die von *einige* erzeugte Implikatur.

Gazdars Mechanismus scheint völlig allgemeingültig zu sein und auch für beliebig komplexe Sätze zu gelten. Nehmen wir beispielsweise (157):

(157) Einige Fabergé-Eier sind Fälschungen, und die restlichen sind es entweder auch oder sie sind minderwertige Originale

(158) (i) $K \sim$ (alle Fabergé-Eier sind Fälschungen)

(ii) P (die restlichen Fabergé-Eier sind auch Fälschungen)

(iii) $P \sim$ (die restlichen Fabergé-Eier sind auch Fälschungen)

(iv) P (die restlichen Fabergé-Eier sind minderwertige Originale)

rungen tilgen. In dem zwar begrenzten, aber wichtigen Bereich der generellen konversationellen Implikaturen scheint es aber gut zu funktionieren.

(v) $P \sim$ (die restlichen Fabergé-Eier sind minderwertige Originale)

Hier ist (i) eine skalare Implikatur aufgrund von *einige*, und die übrigen Implikaturen sind klausale, die auf der Disjunktion im zweiten Konjunkt von (157) beruhen. Da die Implikaturen (i) und (ii) nicht konsistent sind, wird die skalare Implikatur (i) getilgt, und der gesamte Satz hat nur noch die Implikaturen (ii)-(v).

Nun läßt sich auch das Problem klären, das von Sadock (1978: 291) aufgeworfen wurde und das wir im Zusammenhang mit Beispiel (75) bereits erörtert haben. Angeblich sind Implikaturen *nicht-abtrennbar* und lassen sich demnach nicht einfach aufheben, indem man den Ausdruck, der sie erzeugt, durch einen synonymen Ausdruck ersetzt. Dabei ist aber zu bedenken, daß in den betreffenden Skalen beispielsweise die Bedeutung der Einheit *einige* ganz rechts auf der Skala mit der Einheit *alle* ganz links konsistent ist. Demzufolge läßt sich der semantische Gehalt von *einige* umschreiben mit 'zumindest einige' oder 'einige, wenn nicht alle'. Demnach sollten (159) und (160) synonym sein und somit nach dem Prinzip der Nichtabtrennbarkeit dieselben Implikaturen haben. Das ist aber nicht der Fall. Uns steht jedoch nun ein vollkommen allgemeingültiger Mechanismus zur Verfügung, um das zu erklären: Durch Hinzufügung des Teilsatzes in (160) haben wir eine zusätzliche klausale Implikatur eingeführt, die die skalare Implikatur aufgrund von *einige* tilgt. Gehen wir entsprechend davon aus, daß (161) den semantischen Gehalt von (159) paraphrasiert, so führen wir mit dem Teilsatz eine zusätzliche Folgerung ein, die die skalare Implikatur aufgrund von *einige* tilgt.

(159) Einige Akademiker sind faul

(160) Einige, wenn nicht alle Akademiker sind faul

(161) Einige und vielleicht alle Akademiker sind faul

Wir müssen also lediglich unsere Definition der Nichtabtrennbarkeit nachbessern: Implikaturen bleiben beim Einsetzen synonyme Ausdrücke erhalten, sofern die neuen Ausdrücke keine zusätzlichen Implikaturen oder Folgerungen mit sich bringen, die mit den ursprünglichen Ausdrücken nicht konsistent sind (und in dem oben dargelegten Ergänzungsmechanismus Priorität besitzen).

Die hier skizzierten Analysen liefern wesentliche Erkenntnisse über die Interaktion von *Bedeutung* und *Verwendung* einiger wichtiger natürlicher sprachlicher Ausdrücke. Wir haben versucht zu zeigen, daß diese Erkenntnisse die Semantik auf zwei grundlegende Weisen vereinfachen können.

(a) Was den allgemeinen Wortschatz betrifft, begrenzt eine Implikaturanalyse die Fülle hypothetischer Bedeutungen aufgrund scheinbarer Mehrdeutigkeiten sowie die dabei auftretenden Inkonsistenzen und Probleme, die die selektive Aufhebbarkeit von Bedeutungsaspekten mit sich bringt (siehe McCawley 1978).

(b) Was den zentralen Bereich des logischen Wortschatzes betrifft, lassen sich mit der Implikatur relativ einfache logische Analysen, die durch die Implikaturen ergänzt werden, beibehalten, wohingegen der gesamte logische Apparat, der in zweitausend Jahren errichtet wurde, ohne eine solche Analyse ernsthaft in Zweifel zu ziehen wäre.

Eine Mischtheorie der Bedeutung, in der sowohl die Semantik als auch die Pragmatik eine Rolle spielen, hat somit den großen Vorzug, daß einige besonders problematische Bedeutungsaspekte aus dem engeren Bereich der Semantik in eine andere Komponente verlagert werden, wo die komplizierten Eigenschaften der Aufhebbarkeit und der Kontextsensitivität systematisch behandelt werden können.

Es wäre freilich irreführend, den Eindruck zu erwecken, daß damit alle Probleme – wenn auch nur auf diesem eng begrenzten Gebiet zwei spezieller Arten von Quantitätsimplikaturen – gelöst seien. So ist es sehr unwahrscheinlich, daß der Projektionsmechanismus für die Quantitätsimplikaturen so einfach ist wie Gazdars Regel, daß die klausalen Implikaturen den skalaren gegenüber vorrangig sind; überdies haben wir auch keinerlei *Erklärung* für diese beobachtbare Regularität anzubieten. Es gibt Arten von Quantitätsimplikaturen und von pragmatischen Inferenzen, die manchmal mit klausalen und skalaren Implikaturen in Konflikt stehen. Einige der letztgenannten, deren Entstehung wir nicht durchschauen, besitzen tatsächlich Priorität vor unseren beiden Arten der Quantitätsimplikatur. Sehen wir uns den folgenden Satz an:

(162) Wenn du mir etwas von deinem Eis abgibst, gebe ich dir etwas von meinem ab

Mit dieser Äußerung wird offensichtlich zur Inferenz (163) 'eingeladen' (siehe Geiss & Zwicky 1971).

(163) Dann und nur dann, wenn du mir etwas von deinem Eis abgibst, gebe ich dir etwas von meinem ab

Somit erzeugt *q wenn p* eindeutig die Inferenz '*q dann und nur dann, wenn p*'. Diese Konjunktionen bilden jedoch die Skala <*dann und nur dann, wenn; wenn*>, wobei das stärkere Bi-Konditional das einfache Konditional impliziert. Demnach sollte gemäß Regel (121) Äußerung (162) die skalare Implikatur erzeugen, daß *nicht* (163). Doch die Implikatur läuft genau in entgegengesetzter Richtung ab – *q wenn p* läßt zur

Inferenz '*q dann und nur dann, wenn p*' ein. Normalerweise impliziere ich aufgrund der Quantitätsmaxime mit einer schwächeren Aussage, während eine stärkere relevant gewesen wäre, daß ich nicht in der Lage bin, die stärkere Aussage zu machen. Doch hier impliziert man mit der schwächeren Aussage (162) die stärkere (163).

Das Phänomen ist tatsächlich weitverbreitet. Betrachten wir die normalen Interpretationen von

(164) Er drückte auf den Schalter, und der Motor sprang an

Wir interpretieren dies auf eine Weise, die so 'stark' (oder informativ) ist, wie die Welt es zuläßt; und demnach lesen wir, wann immer es möglich ist, die folgenden Beziehungen zwischen zwei verbundenen Teilsätzen in die Äußerungen hinein:

(165) Gegeben *p* und *q*, versuche es zu interpretieren als:

- (i) '*p* und dann *q*'; bei Erfolg versuche:
- (ii) '*p* und deshalb *q*'; bei Erfolg versuche auch:
- (iii) '*p*, und *p* ist die Ursache von *q*'

Die Inferenz (i) haben wir bereits anhand der Maxime der Modalität zu erklären versucht. Mit dieser Maxime läßt sich bei der Inferenz (iii) jedoch keine kausale Verbindung zwischen den beiden Ereignissen herstellen (natürlich könnten wir aus dem Stegreif neue Maximen erfinden – siehe z.B. Harnish 1976 –, aber so würden wir den Begriff der Implikatur rasch verwässern).

Das Problem besteht darin, daß die Maxime der Quantität die Inferenz (165iii) aus (164) verhindern müßte. Denn meint man eigentlich das informativere (165iii), so müßte man es auch sagen. Sagt man es nicht, so impliziert man, daß (165iii), soviel man weiß, nicht gilt. Doch das ist natürlich die falsche Vorhersage. Es scheint demnach eine unabhängige Regel oder Maxime zu geben, ein **Informativitätsprinzip**, das unter gewissen Umständen zuläßt, in eine Äußerung mehr Informationen hineinzulesen, als sie tatsächlich enthält; dagegen erlaubt die Maxime der Quantität lediglich die zusätzliche Inferenz, daß (nach allem, was der Sprecher weiß) keine stärkere Aussage möglich war. Der Analytiker hat nun zu erklären, unter welchen Gesetzmäßigkeiten dieses zusätzliche Prinzip ('lese so viel in eine Äußerung hinein, wie mit deinem Wissen über die Welt vereinbar ist') Priorität über die Maxime der Quantität gewinnt, während sonst meistens (wie bei fast allen Beispielen dieses Kapitels) der umgekehrte Fall zutrifft (siehe hier Atlas & Levinson 1981). So ist in (166) die Maxime der Quantität das vorherrschende

Prinzip, das nur die Inferenz (167) zuläßt; in (168) dagegen erlaubt das neue Prinzip die Inferenz (169) gegen die strikte Beschränkung durch die Maxime der Quantität. (In Harnish 1976 sowie Atlas & Levinson 1981 werden diese und ähnliche Beispiele erörtert.)

(166) Gilbert schrieb *Der Mikado*

(167) Gilbert und er allein schrieb *Der Mikado*

(168) Gilbert und Sullivan schrieben *Der Mikado*

(169) Gilbert und Sullivan schrieben gemeinsam *Der Mikado* (nicht etwa unabhängig voneinander dasselbe Werk)

Trotz der wichtigen Erkenntnisse, die die Implikaturtheorie erbracht hat, bleiben also grundlegende Probleme im Zusammenhang mit der Interaktion verschiedener Arten von Implikaturen und pragmatischer Inferenzen. Dennoch genügen die bisherigen Fortschritte, um die verschiedenen Angriffe gegen die Implikaturtheorie, bei denen normalerweise die mit ihr verbundenen Begriffe aufgrund ihrer Vagheit als nicht formalisierbar oder überprüfbar bezeichnet werden (siehe z.B. Cohen 1971, Kroch 1972), als unbegründet zurückzuweisen.

3.2.5 Metaphern – ein Beispiel für die Ausbeutung von Maximen

Wir kommen nun zu der zweiten von Grice vorgeschlagenen Hauptart der Implikaturen, die durch die Ausbeutung oder Mißachtung der Maximen entstehen. Dabei wollen wir sehen, was die Implikaturtheorie zur Untersuchung der Metaphorik beitragen kann. Die Metaphorik und ihre Beziehungen zu den anderen klassischen Tropen oder Stilfiguren haben spätestens seit der *Rhetorik* des Aristoteles die Denker immer wieder inspiriert. Aus dem Thema ergeben sich grundlegende Fragen zur Natur der Sprache und der Natur des Denkens überhaupt – die Metaphorik ist nicht nur ein zentraler Bestandteil der Dichtung, ja, des normalen Sprachgebrauchs, sondern auch so verschiedener Bereiche wie der Traumdeutung und der Beschaffenheit von Modellen in der Naturwissenschaft (siehe z.B. die Aufsatzsammlung in Ortony 1979a, die die große Bandbreite der Anwendungen verdeutlicht). Hier können wir jedoch nur versuchen zu begründen, warum für die Metapheranalyse ein pragmatischer Ansatz notwendig ist, und umreißen, inwiefern eine solche pragmatische Erklärung zur Erforschung der Metapher beitragen könnte.

Jede Erörterung der Metaphorik oder der Tropen im allgemeinen hat mit den unterschiedlichen Klassifikationen und Terminologien zu kämpfen (siehe z.B. Levin 1977: 80ff.). Ist beispielsweise (170) eine Metonymie, eine Synekdoche oder eine Metapher? Verschiedene Klassifikationsansätze würden hier unterschiedliche Antworten geben.

(170) Großbritannien beherrscht die Wogen

Im vorliegenden Buch gehen wir von einem sehr weitgefaßten Metaphernbegriff aus und betrachten Sätze wie die folgenden als typische Beispiele:

(171) Der Baum weinte im Wind

(172) Jago ist ein Aal

(173) Diese Steine tranken tausend Jahre lang

Wir sollten hier direkt darauf hinweisen, daß es eine lange und ehrwürdige wissenschaftliche Tradition gibt, in der die Metapher als ein zentrales *semantisches* Phänomen betrachtet wird, das mit der Pragmatik überhaupt nichts zu tun hat. So werden die beiden traditionellen Theorien (oder Klassen von Theorien), deren wichtigste Lehrsätze unter (174) und (175) wiedergegeben sind, normalerweise als *semantische* Metaphertheorien verstanden.

(174) *Die Vergleichstheorie:*

Metaphern sind Vergleiche, bei denen die Prädikation der Ähnlichkeit unterdrückt oder getilgt wurde. (172) ist demnach semantisch äquivalent zu *Jago ist wie ein Aal*

(175) *Die Interaktionstheorie:*

Metaphern sind besondere Verwendungen sprachlicher Ausdrücke, wobei ein 'metaphorischer' Ausdruck (oder Fokus) in einen anderen 'wörtlichen' Ausdruck (oder Rahmen) eingebettet ist, so daß die Bedeutung des Fokus mit der Bedeutung des Rahmens interagiert und sie verändert, und umgekehrt

Um die Notwendigkeit eines pragmatischen Erklärungsansatzes für die Metapher zu unterstreichen, müssen wir ausführlich darlegen, inwiefern es solchen semantischen Ansätzen nicht gelingt, das Phänomen angemessen zu erklären. An jeweils einem Beispiel wollen wir zeigen, daß sie gewisse Vorteile, aber auch Schwächen haben. Eine Fassung der Interaktionstheorie läßt sich mit der Theorie der *semantischen Merkmale* formalisieren (oder zumindest präzisieren), die beispielsweise von Katz & Fodor 1963 oder von Vertretern der Komponentialanalyse (siehe Lyons 1968 (1971: 481ff.)) angewandt wurde. In einer solchen Semantiktheorie werden die Bedeutungen der lexikalischen Einheiten durch eine Menge

von Merkmalen festgelegt, wobei jedes Merkmal ein atomares Konzept oder eine nicht weiter reduzierbare semantische Einheit ist, die aus einer größeren, aber begrenzten Menge stammt; deren Elemente genügen im Grunde, um gemeinsam alle komplexen Bedeutungen der existierenden lexikalischen Einheiten zu definieren. So besteht das Nomen *Stein* möglicherweise aus der folgenden Menge semantischer Merkmale, die gemeinsam seine Bedeutung definieren:

- (176) *physikalisches Objekt*
natürlich
nicht lebendig
mineralisch
verfestigt

Und das Verb *sterben* wird möglicherweise als eine Menge von Merkmalen dargestellt, die auf besondere Weise zueinander in Beziehung stehen:

- (177) *Vorgang mit Ergebnis*, nämlich, daß eine *lebendige Größe x aufhört, lebendig zu sein*

Betrachten wir nun die Interpretation von:

- (178) Der Stein starb

(Das englische Original dieses Beispiels stammt aus Levin 1977: Kap. III; siehe auch Cohen 1979). Offensichtlich ist der Satz nicht direkt interpretierbar, weil die Repräsentation von *Stein* in (176) das Merkmal *nicht lebendig* enthält, während die Repräsentation von *sterben* in (177) verlangt, daß das Subjekt lebendig ist. In solchen Fällen, so wird argumentiert, träte eine zusätzliche Menge von 'Analyseregeln' in Kraft, um den Satz zu interpretieren. Im Grunde übertragen diese Regeln Merkmale von einer lexikalischen Einheit auf die andere; dabei können die neuen Merkmale als Konjunkte oder Disjunkte an die bestehenden angefügt werden oder sie auch ersetzen. Wendet man solche Regeln auf (178) an, so erhält man (unter anderem) die Interpretation

- (179) Der Stein hörte auf zu sein

Hier wird das Merkmal *nicht lebendig* disjunktiv an die Spezifikation des Verbs, die ein lebendiges Subjekt verlangt, angehängt und die Spezifikation *lebendig* einfach aus der Formulierung *aufhören, lebendig zu sein* gestrichen, so daß sich *aufhören zu sein* ergibt. Die Verbbedeutung ist nun, kurz gesagt, neutral gegenüber lebendigen und nicht lebendigen Subjekten. Andererseits erhält man die Interpretation

- (180) Das lebendige natürliche mineralische verfestigte Ding starb

indem man das Merkmal *nicht lebendig* in der Spezifikation von *Stein* durch das vom Verb übertragene Merkmal *lebendig* ersetzt, so daß sich *Stein* hier auf ein ziemlich massives menschliches Individuum beziehen könnte. Solche Analysen lassen sich im Rahmen der Merkmalstheorie 'formalisieren' (wie bei Weinreich 1966 (1970), Van Dijk 1972 oder Levin 1977).

Der besondere Reiz dieser Theorien besteht darin, daß sie versuchen, Interpretationsprozesse wie bei der Metaphorik, die sich nicht immer klar von den normalen Prozessen des Sprachverstehens abgrenzen lassen, in die Standardsemantik zu integrieren. Nehmen wir die Beispiele unter (181) – wo hört die wörtliche Interpretation auf und setzt die metaphorische Interpretation ein?

- (181) Peter kam eilig die Treppe herunter
 Peter rannte die Treppe herunter
 Peter hastete die Treppe herunter
 Peter stürzte die Treppe herunter
 Peter schoß die Treppe herunter
 Peter pfiff die Treppe herunter

Teilweise wurde sogar behauptet (siehe z.B. Wilks 1975, Carling & Moore 1982), in die Semantik natürlicher Sprachen sei eine 'Elastizität' eingebaut, die eine solche Interaktion zwischen den Bedeutungen der Wörter nicht nur bei Metaphern, sondern auch in den Standardprozessen semantischer Interpretation zulasse.

Solche Analysen der Metaphorik sind jedoch mit einer Vielzahl von Problemen behaftet, von denen wir hier nur einige nennen wollen. Erstens liegt es auf der Hand, daß die so entstandenen angeblichen Interpretationen der Metaphern keine guten Paraphrasen sind. Der Prozeß der Merkmalsübertragung ist zu beschränkt und zu starr, um die metaphorische Kraft der Ausdrücke zu erfassen. Damit hängt zusammen, daß zweitens viele Aspekte dieser metaphorischen Kraft eher mit den *sekundären*, faktischen (*realen*) Eigenschaften der Referenzobjekte des metaphorischen *Fokus* zu tun haben als mit den semantischen Merkmalen, die angeblich seine Bedeutung ausdrücken. So kann ich mit (172) letztlich übermitteln, Jago sei schleimig, esse Innereien (und lasse sich somit, wiederum metaphorisch gesprochen, zu schmutzigen Taten herab) und habe die Fähigkeit, sich vom Haken loszuwinden (d.h. sich aus brenzligen Situationen zu befreien). Keine dieser Assoziationen ist jedoch – und sei man noch so großzügig oder phantasievoll – ein *semantisches* Merk-

mal. Ein Aal, der nicht schleimig ist, keine Innereien frißt und sich nicht windet, ist immer noch ein Aal. Ein wichtiger Teil der metaphorischen Kraft scheint demnach gewissermaßen auf der 'konnotativen Aura' der betreffenden Ausdrücke zu beruhen, auf den *beiläufigen* und nicht auf den definitiven Merkmalen der Wörter, auf dem Wissen über die faktischen Eigenschaften der Referenzobjekte und somit auf dem allgemeinen Wissen über die Welt. All dies geht über die Reichweite einer Semantiktheorie, wie sie normalerweise in der Linguistik aufgefaßt wird, hinaus (freilich fühlen sich einige Vertreter einer semantischen Metaphertheorie durch diese Argumente so weit getrieben, jegliche Unterscheidung zwischen der Semantik und der Gesamtheit des Wissens in einer Sprachgemeinschaft zu leugnen – siehe z.B. Cohen 1979).

Ein letztes und entscheidendes Argument gegen die verschiedenen semantischen Metaphertheorien, die eine Merkmalsübertragung propagieren, lautet, daß es Metaphern gibt, die auf den ersten Blick in dieselbe Kategorie gehören, jedoch nicht auf der ursprünglichen semantischen Anomalie im Satz beruhen, die erforderlich ist, um die 'Analyseregeln' (für die Merkmalsübertragung) auszulösen. Angenommen, beim Schachspiel sage ich zu meinem Gegner:

(182) Deine Verteidigung ist eine unbeugsame Dame

Das kann man auf verschiedene Arten verstehen – wörtlich, falls die Verteidigung tatsächlich im wesentlichen aus einer Dame besteht, oder metaphorisch, falls die Verteidigungsposition generell uneinnehmbar zu sein scheint, oder, und das wäre besonders interessant, wenn beides der Fall wäre. Doch nie birgt (182) an sich eine semantische Anomalie. Im Grunde sind Metaphern eng mit Parabeln und Sprichwörtern verwandt. Mit (183) soll im allgemeinen die betreffende Situation metaphorisch umschrieben werden.

(183) Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Was auch immer das Verstehen derartiger Äußerungen erklären kann, kann wahrscheinlich auch Metaphern erklären – und das wird keine wie auch immer geartete Semantiktheorie sein.

Wenden wir uns nun der sogenannten *Vergleichstheorie* der Metapher zu. Die zentrale These lautet, daß Metaphern von ausdrücklichen Vergleichen abgeleitet sind.²⁷ So ließe sich behaupten, daß (184) zu (185)

²⁷ Der im englischen Original verwendete Begriff *simile*, der in der Literatur uneinheitlich interpretiert wird, ist hier und auf den folgenden Seiten mit *Vergleich* übersetzt. Nur bei der in (197) und (198) verdeutlichten Differen-

äquivalent ist und daß es neben den Problemen der Semantik von Vergleichen kein eigenständiges Metaphernproblem gibt.

(184) Universitäten sind Misthaufen

(185) Universitäten sind wie Misthaufen

Hier lassen sich mehrere *linguistische* Positionen vertreten. Entweder könnte (184) dieselbe zugrundeliegende *syntaktische* Struktur wie (185) haben; oder für (184) könnte, unabhängig von seiner zugrundeliegenden Struktur, dieselbe *semantische* Interpretation gelten wie für (185). Auf jeden Fall läßt sich, wenn man (184) und (185) zueinander in Beziehung setzt, behaupten, das Problem, Metaphern zu verstehen, unterscheide sich eigentlich nicht von dem Problem, einige besondere Arten 'wörtlicher' Sprachverwendungen, nämlich Vergleichen, zu verstehen.

Eine recht ausgeklügelte Version dieses Ansatzes vertritt Miller (1979), wobei er freilich auf spezielle *syntaktische* oder *semantische* Behauptungen verzichtet; seine Fassung der Vergleichstheorie ist eine *psychologische* Theorie über das Verstehen von Metaphern. Die These lautet: Um Metaphern verstehen zu können, müssen sie in eine komplexe Form überführt werden, die der eines Vergleichs ähnelt – komplex deshalb, weil der Hörer immer eine Reihe von zusätzlichen impliziten Prädikaten oder Variablen rekonstruieren muß. Für die Überführung der Metaphern in diese komplexe Form werden Regeln vorgeschlagen. Diese Regeln beruhen auf einer Klassifikation der Metaphern in drei Gruppen. Erstens gibt es **nominale Metaphern**. Metaphern wie (172) (*Jago ist ein Aal*) haben die Form $SEIN(x, y)$; um sie zu verstehen, muß der Empfänger gemäß der folgenden Regel einen entsprechenden Vergleich konstruieren (dabei bedeutet \rightarrow 'wird interpretiert als'):

(186) $SEIN(x, y) \rightarrow \exists F \exists G (\text{ÄHNLICH}(F(x), G(y)))$

d.h. Metaphern des Typs *x ist ein y* werden interpretiert als: 'Es gibt zwei Eigenschaften F und G, so daß x, das Eigenschaft F aufweist, ist wie y, das Eigenschaft G aufweist'²⁸

zierung zwischen *comparison* und *simile* wurde *simile* mit *Gleichnis* und *comparison* mit *Vergleich* übersetzt. (Anm. d. Übs.)

²⁸ Die Relation SEIN ist vermutlich keine Identitätsrelation, sondern prädikativ. Es ist fraglich, ob Identitätsaussagen für sich genommen Metaphern bilden können; so klingt es natürlicher zu sagen *Der Professor ist ein Stalin* (hier wird durch den unbestimmten Artikel deutlich, daß *ist ein Stalin* ein Prädikat ist) als *Der Professor ist Stalin*. Hätte man dagegen das Institut des Professors bereits mit dem Rußland der vierziger Jahre verglichen und wollte nun den Vergleich weiter ausführen, so könnte man durchaus sagen *Das Institut*

Demnach ist eine Metapher des Typs *x ist y* eigentlich kein Vergleich zwischen zwei *Objekten* *x* und *y*, sondern zwischen zwei *Propositionen* (*x ist F*, *y ist G*). Der Hörer muß erschließen, worin diese beiden ähnlichen Eigenschaften bestehen. (172) könnte also dekodiert werden als 'Jagos Fähigkeit, sich aus schwierigen Situationen zu retten, ist wie die Fähigkeit eines Aals, sich vom Haken loszuwinden'.

Die zweite Art von Metaphern sind **prädikative Metaphern**. Metaphern wie (187) haben die konzeptuelle Form $G(x)$ oder $G(x, y)$:

(187) Indira Gandhi fuhr mit Volldampf voraus

Um sie zu verstehen, muß der Empfänger einen entsprechenden komplexen Vergleich gemäß der folgenden Regel konstruieren:

(188) $G(x) \rightarrow \exists F \exists y$ (ÄHNLICH (Fx), ($G(y)$))

d.h. Metaphern des Typs $xG-t$ (also mit metaphorischen Prädikaten) werden interpretiert als: 'Es gibt eine Eigenschaft *F* und eine Entität *y*, so daß *x*, das *F-t*, ist wie *y*, das *G-t*'

Hier muß der Hörer ein weiteres Prädikat und eine weitere Entität rekonstruieren, so daß wiederum zwei Propositionen miteinander verglichen werden können. Demnach erzeugt die Regel für (187) einen Vergleich wie (189) und, konkreter, etwa (190):

(189) Indira Gandhi tut etwas, das so ist, wie wenn etwas mit Volldampf vorausfährt

(190) Indira Gandhis erfolgreiches Abschneiden bei den Wahlen ist wie ein Schiff, das mit Volldampf vorausfährt

Die dritte Art von Metaphern sind **Satzmetaphern**. Einige Metaphern, wie die Bemerkung von B in (191), sind nicht kategorisch falsch (so wie Jago nicht wirklich ein Aal sein und Indira Gandhi nicht wirklich mit Volldampf vorausfahren kann). Man erkennt sie vielmehr, weil sie in einer wörtlichen Interpretation für den jeweiligen Diskurs *irrelevant* wären.

(191) A: Wie war der Chef gelaunt?

B: Der Löwe brüllte

ist wie Rußland in den vierziger Jahren, und der Professor ist Stalin. Auch wenn wir hier Millers Notation folgen, so sollte man übrigens doch anmerken, daß *F* und *G* nicht Prädikatskonstanten, sondern Prädikatsvariablen in einer Prädikatenlogik zweiter Ordnung sind und daher entsprechend, beispielsweise durch griechische Großbuchstaben, gekennzeichnet werden sollten (siehe Allwood, Andersson & Dahl 1973: 55).

Hier wird ein Satz der konzeptuellen Form $G(y)$ nach der folgenden Regel interpretiert:

(192) $G(y) \rightarrow \exists F \exists x$ (ÄHNLICH ($F(x)$), ($G(y)$))

d.h. bei einer *irrelevanten* Proposition $yG-t$ interpretiere diese als: 'Es gibt eine weitere Eigenschaft *F* und eine weitere Entität *x*, so daß die Proposition '*x F-t*' ist wie '*y G-t*' (und '*x F-t*' für den Diskurs relevant ist)'

Demzufolge gibt es für (191)B die Interpretation (193) und, konkreter gemäß dem Kontext, (194):

(193) Das Brüllen des Löwen ist wie etwas, das etwas tut

(194) Das Brüllen des Löwen ist wie der Chef, der seinen Ärger zum Ausdruck bringt

Nach diesem allgemeinen Schema gibt es also drei Regeln für die Umwandlung einer Metapher in die Form eines Vergleichs – (186), (188) und (192). Die wichtigste Frage lautet nun, wie die *Unbekannten* in jeder Formel einen Wert erhalten. Wie gelangt der Hörer beispielsweise von dem nichtssagenden (189) zu dem konkreten (190) oder, entsprechend, von (193) zu (194)? Miller hat hier wenig anzubieten, auch wenn er für Metaphern wie (187) eine Teillösung vorschlägt: Bei der metaphorischen Verwendung eines Prädikats wie *mit Volldampf vorausfahren* wird das fehlende Argument rekonstruiert, indem man die allgemeinste Art von Argument wählt, die das Prädikat haben kann (also *Schiff* statt *Mississippi-Raddampfer*). Damit ist die Frage nach dem fehlenden Prädikat noch immer nicht beantwortet, und die anderen Metapherentypen bleiben gänzlich ungeklärt. Da aber das Kernproblem darin besteht, die ganz spezifische Interpretation einer Metapher zu erklären, bleiben die meisten Fragen offen.

Millers Theorieversion ist freilich keine *semantische* Metaphertheorie – und daran sind wir hier ja interessiert. Sie könnte aber die Grundlage zu einer solchen bilden. Wenn wir nun (im Gegensatz zu Miller) von der starken Annahme ausgingen, die Vergleichstheorie sei eine syntaktisch-semantische Metaphertheorie, würden wir (185) als die zugrundeliegende syntaktische Struktur von (184) interpretieren und (184) mit Hilfe der elliptischen Tilgung von *wie* aus (185) ableiten. Dann würden wir behaupten, die normalen semantischen Prozesse bei der Interpretation von (185) würden unmittelbar in die Interpretation von (184) eingehen.

Bei dieser These ergibt sich zunächst das Problem, daß sich nicht jede Metapher einfach aus einem Vergleich ableiten läßt, indem man das

Prädikat tilgt, das die Ähnlichkeit signalisiert (*ist wie* oder *ähnel*). Zum Beispiel:

(195) Die Regierung fährt in der falschen Richtung durch eine Einbahnstraße

Um den entsprechenden Vergleich zu erhalten, müssen wir hier viel mehr rekonstruieren als ein getilgtes *wie* oder *als ob* (durch das Einsetzen solcher Einheiten ergibt sich kein einziger wohlgeformter Satz). Wir brauchen eine Struktur wie den Output von Millers Regel (188), wo ein zusätzliches implizites Prädikat und implizites Argument wie die folgenden kursiv gedruckten spezifiziert werden:

(196) Die Regierung *verfolgt ihre Politik* so wie *ein Auto*, das in der falschen Richtung durch eine Einbahnstraße fährt

Da wahrscheinlich kein begründeter syntaktischer Mechanismus jemals (195) aus (196) ableiten würde, müssen wir auf eine schwächere Annahme zurückgreifen: Unabhängig von der syntaktischen Relation zwischen den Paaren (184) und (185) oder (195) und (196) wird die *semantische Repräsentation* des jeweils ersten Satzes im zweiten Satz besonders explizit gemacht. Es wird somit behauptet, daß die Glieder solcher Paare dieselbe semantische Repräsentation besitzen. Zu klären bleibt, ob ein solcher Standpunkt haltbar ist und ob er irgendeine Erkenntnis bringen würde.

Die zentrale Frage lautet, wie hier *wie* oder das zugrundeliegende Konzept *ÄHNLICH*, beispielsweise in (188), zu interpretieren ist. Viele Autoren sind sich darüber einig, daß man zwischen *Vergleichen* (*comparisons*) und *Gleichnissen* (*similes*) unterscheiden muß. So ist (197) ein Vergleich und (198) ein Gleichnis (die englischen Originalbeispiele stammen aus Ortony 1979b: 191).

(197) Enzyklopädien sind wie Wörterbücher

(198) Enzyklopädien sind wie Goldminen

Die erste Behauptung ist wahr, die zweite, wörtlich genommen, wohl falsch; die erste läßt eine empirische Verifizierung zu, die zweite wohl nicht (zumindest, wenn man sie als Vergleich versteht); die erste lenkt den Blick auf bestimmte zentrale Eigenschaften, die beiden Buchtypen gemein sind (beide sind Nachschlagewerke, beide sind alphabetisch geordnet), die zweite auf weniger offenkundige und sehr abstrakte gemeinsame Eigenschaften (den Wert, die Ähnlichkeit mit einem Labyrinth). Kurz – in (197) ist die Ähnlichkeit wörtlich zu nehmen, in (198) ist sie *figurativ*. Und natürlich sind Metaphern nicht mit Vergleichen wie (197) eng verwandt, sondern mit Gleichnissen wie (198). Wenn wir demnach (198) zu der Metapher (199) in Beziehung setzen, wissen wir

anschließend auch nicht besser, wie man (198) interpretiert, noch, wie man Metaphern wie (199) versteht.

(199) Enzyklopädien sind Goldminen

Zur Interpretation von (198) wie auch (199) muß wohl etwa folgende Analogie erschlossen werden:

(200) *Wissen* : *Wert* : Enzyklopädien :: *Gold* : *Wert* : Goldminen

(Die kursiv gedruckten Ausdrücke sind implizit.) Selbst damit haben wir das Problem nur einen Schritt zurückverlagert, denn wie man diese Analogie versteht, ist nach wie vor ein Rätsel. Wir haben also wenig oder nichts durch die Annahme gewonnen, die semantische Repräsentation von Metaphern sei identisch mit den Repräsentationen der entsprechenden Vergleiche.

Auch wenn die Annahme irgendwelche Vorzüge hätte, wäre keineswegs klar, daß sie tatsächlich haltbar ist. So zeigt Searle (1979a (1982)) eine Reihe von Problemen im Zusammenhang mit diesem Standpunkt auf. Betrachten wir zuerst Millers Regeln (186), (188) und (192). Diese gehen von der Existenz der erwähnten oder implizit verstandenen Objekte oder Beziehungen aus, aber wie (201) zeigt, ist dies für die erfolgreiche Übermittlung einer Metapher gar nicht erforderlich.

(201) Der Präsident ist ein Marsmensch

Zweitens gibt es Metaphern, die anscheinend nicht auf einer Ähnlichkeit beruhen. Searle gibt ein Beispiel wie (202) und weist darauf hin, daß die Metapher auch nach der Umwandlung in einen Vergleich wie (203) völlig unangetastet bleibt und sich nun in dem Begriff *Kälte* manifestiert.

(202) Sally ist ein Eisklotz

(203) Sally hat ein Gefühlsleben, das der Kälte eines Eisklotzes ähnelt

Searle kommt zu dem Schluß, es gebe schlichtweg *keine* Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Sally und einem Eisklotz oder überhaupt zwischen leidenschaftslosen Charakteren und (wörtlich verstandener) Kälte. Drittens ist fraglich, ob die Vergleichspendants zu den Metaphern Paraphrasen bilden, die intuitiv überhaupt korrekt sind. Man vergleiche

(204) Der Reporter quetschte den Minister aus

(205) Was der Reporter mit dem Minister tat, ähnelte dem, was jemand tut, wenn er eine Zitrone ausquetscht

Jede These, nach der Metaphern syntaktisch oder semantisch implizite Vergleiche (oder beides) seien, ist demnach so problematisch, daß es äußerst unattraktiv erscheint, diesen theoretischen Weg einzuschlagen.

Wir haben festgestellt, daß die beiden wichtigsten semantischen Ansätze zur Metaphernanalyse beträchtliche Schwierigkeiten mit sich bringen; darum sollten wir uns nun ansehen, womit ein pragmatischer Ansatz aufwarten könnte. Dieser beruht auf der Annahme, daß der metaphorische Gehalt der Äußerungen nicht nach den Prinzipien der semantischen Interpretation abgeleitet wird. Die Semantik bietet vielmehr nur eine Charakterisierung der wörtlichen Bedeutung oder des konventionellen Gehalts der betreffenden Ausdrücke, und auf dieser Grundlage, ergänzt durch die kontextuellen Einzelheiten, muß die Pragmatik die metaphorische Interpretation liefern. Gegen dieses Vorgehen wurden viele Einwände erhoben, da auf diese Weise zwischen den 'wörtlichen' und 'übertragenen' Verwendungen sprachlicher Ausdrücke eine Grenze gezogen werde und folglich die Lyrik und andere hochstehende Sprachanwendungen wie bizarre oder exotische Phänomene behandelt würden. Diese Einwände sind fehl am Platze. Es geht lediglich darum, daß man die vollständige Bedeutung der meisten geäußerten Sätze am besten erfaßt, wenn man eine technische Arbeitsteilung zwischen einer semantischen und einer pragmatischen Komponente vornimmt. Mit der Behauptung, Metaphern seien teilweise pragmatischer Natur, werden diese keineswegs verunglimpft oder ausgegrenzt; sie erhalten nur einen festen Platz unter den anderen, direkteren Verwendungen von Sprache, die wir in diesem Buch beschreiben.

In einem ersten Schritt greifen wir Grice' These aus Abschnitt 3.1 wieder auf, daß die Metaphern Ausbeutungen oder Mißachtungen der Maxime der Qualität sind. Inzwischen dürfte aber bereits klargeworden sein, daß das nicht immer zutrifft – Millers Satzmetaphern sind nicht notwendigerweise falsch und keine Kategorienverstöße wie (184) und die anderen Beispieltypen, die Grice im Sinn hatte. (182) könnte demnach, wie gesagt, gleichzeitig wahr und metaphorisch sein; dasselbe würde für (206) gelten, wenn Freud an dem besagten Ort gewohnt hätte und auch nach seinem Tod seine Ideen dort lebendig gehalten worden wären.

(206) Hier hat Freud gelebt

Man müßte also eher sagen, daß wörtlich genommene Metaphern entweder gegen die Maxime der Qualität verstoßen oder auf andere Weise konversationell inadäquat sind – insbesondere in bezug auf die Maxime der Relation (vgl. (191) und siehe Sperber & Wilson 1986).

Aus Grice' These ergibt sich daraufhin sofort das zweite Problem, daß eine solche Darstellung an sich nur wenige Erkenntnisse über die Natur der Metapher bringt. Sie bietet uns nichts weiter als ein Teilkrite-

rium für das Erkennen einer Metapher – alle anderen Implikaturarten, die auf der Ausbeutung von Maximen beruhen (z.B. rhetorische Fragen oder Untertreibungen), werden ja ebenfalls durch die offene Mißachtung einer Konversationsmaxime erzeugt –, und wie man vom *Erkennen* zur *Interpretation* gelangt, bleibt völlig unklar.

Vielleicht ist es sinnvoll, Grice' allgemeine Erklärung der Entschlüsselung einer Implikatur als einen zweistufigen Prozeß neu zu formulieren (wobei Sprecher S zum Angesprochenen H *p* sagt und damit *q* impliziert):

(207) *Stufe 1: Auslöser finden*

d.h. herausfinden, warum eine Inferenz erforderlich ist. Es gibt zwei Arten von Auslösern:

(a) Mit dem Äußern von *p* hat S im allgemeinen die Maximen befolgt, aber dennoch ist *p* in gewisser Weise konversationell inadäquat, was es erforderlich macht, *p* mit der zusätzlichen Annahme *q* zu 'erweitern' oder zu 'korrigieren'

(b) Mit dem Äußern von *p* hat S die Maximen mißachtet, und keinesfalls kann er *p* meinen; um das Kooperationsprinzip zu wahren, muß S *p* durch eine Proposition *q* ersetzen

Stufe 2: q erschließen

Ist (a) der Fall, so kann H die beispielsweise in (125) angegebenen Berechnungen für Standardimplikaturen durchführen. Ist (b) der Fall, so muß H (i) entscheiden, welche Art von Trope *p* ist, (ii) die für diese Trope typische Schlußfolgerung ziehen, (iii) aus den verschiedenen möglichen Werten aufgrund ihrer konversationellen Angemessenheit bezüglich der Maximen für *q* einen Wert auswählen

Die Neuformulierung verdeutlicht, daß Grice' Metaphernanalyse nicht weiter als bis zur Stufe 1 reicht (obwohl die Maximen im Endstadium von Stufe 2 relevant sind). Überdies fehlt eine Erklärung dafür, wie Metaphern von anderen Tropen zu unterscheiden sind, und vor allem, wie man sie nach ihrer Identifizierung interpretiert. Insbesondere für das letztere Problem hat Searle (1979a (1982)) im Rahmen dieser Theorie einige Lösungsvorschläge gemacht. Danach wird auf eine Äußerung, sobald eine konversationelle Inadäquatheit erkannt worden ist, eine Reihe von Analyseregeln oder Interpretationsprinzipien angewendet (und die beste Entsprechung vermutlich als vom Sprecher intendierte Botschaft ausgewählt). Aufgrund von (208) und einer der Regeln für metaphorische Interpretation in (209) kann der Empfänger somit (210) ableiten.

(208) Tom ist ein Riese

(209) Ist eine Äußerung der Form *x ist F* gegeben und folgt daraus 'x ist G' und G ist ein hervorstechendes Merkmal der Dinge, die F sind, so interpretiere die Äußerung als 'x ist G'

(210) Tom ist groß

Searle listet sieben solcher Prinzipien auf. Nur eines davon betrifft die Ähnlichkeitsbeziehung; es lautet etwa folgendermaßen:

(211) Ist eine Äußerung U der Form *x ist F* gegeben, suche nach einem G oder H, das eine hervorstechende Eigenschaft von Dingen ist, die F sind; nach erfolgreicher Suche interpretiere U als 'x ist G' und weise die Interpretation 'x ist H' zurück, falls von x weniger offensichtlich H behauptet werden kann

Dies soll Beispiele wie (172) und (184) erfassen. Doch selbst wenn wir einräumen, daß viele Arten von Metaphern nichts mit Ähnlichkeitsbeziehungen zu tun haben (was genauso sehr von der Definition abhängen mag wie von den Tatsachen), sagt uns (211) herzlich wenig über die zumindest zentralen Eigenschaften einer Metapher. Darüber hinaus bleiben die Motivationen für Metaphern und ihre Ausdruckskraft ungeklärt.

Konkretere Vorschläge für eine pragmatische Metapherntheorie existieren zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Buches einfach nicht. Sperber & Wilson (1986), die im Zusammenhang mit anderen Stilfiguren auf die gleichen Schwierigkeiten gestoßen sind, kommen zu dem Schluß, daß die Implikaturtheorie wenig dazu beiträgt, die Dekodierung solcher Äußerungen zu erklären, und daß die Probleme in Wahrheit jenseits der Pragmatik in einer wesentlich psychologischen Rhetoriktheorie anzusiedeln sind. Damit unterschätzen sie freilich die Rolle, die die Maximen bei der Identifizierung von Tropen und der Auswahl von kontextrelevanten Interpretationen spielen. Zugegebenermaßen kann die Implikaturtheorie allein wohl nicht solche Interpretationen erzeugen oder vorhersagen. Ein wichtiger Punkt ist möglicherweise, daß eine Pragmatiktheorie damit überfordert ist, eine ganz allgemeine und zentrale psychologische Fähigkeit zu erklären, die in vielen Bereichen des menschlichen Lebens wirksam wird – die Fähigkeit, in Analogien zu denken. Eine solche Fähigkeit ist nicht nur grundlegend für den Sprachgebrauch, sondern auch für alle möglichen Arten der Modellbildung, von der Kartographie bis zum Aufstellen von Theorien (siehe z.B. Black 1979, Kuhn 1979), und Metaphern – tote wie auch lebende – stellt man sich vielleicht am besten als die Übertragung dieser Denkweise auf die Pragmatik der natürlichen Sprache vor. Unter dieser Voraussetzung ist vieles aus der gegenwärtigen Literatur über Metaphern nützlich, um die Metaphorik zu erklären. So ist offensichtlich entscheidend, daß beim

Gebrauch einer Metapher ein ganzer kognitiver Bereich in einen anderen abgebildet wird, was die Entdeckung zahlreicher Übereinstimmungen ermöglicht. Wie Lakoff & Johnson (1980 (1998)) dargelegt haben, erzeugen zwei Bereiche oder konzeptuelle Felder wie beispielsweise *Politik* und *Krieg*, die man zueinander in Beziehung setzt, produktiv alle jene bekannten toten und lebendigen Metaphern wie die folgenden:²⁹

(212) Die Konservativen brachten der Labour-Partei bei den Wahlen eine vernichtende Niederlage bei, und die Labour-Partei befindet sich seitdem ständig auf dem Rückzug

(213) Unter Indira Gandhis Oberkommando wurden die Streitkräfte der Kongreßpartei umgehend für einen beherzten Gegenangriff auf die Flanken des Pöbelhaufens der Janata-Fraktion mobilisiert

Auch die Bereiche der Zukunft und des Wetters überlagern sich häufig, wie in:

(214) Abgesehen von den sonnigen Aussichten auf reiche Ölfunde in der Nordsee, sind die Prognosen für Großbritanniens Wirtschaft so düster wie eh und je. Am Himmel der Bildung und der Künste ziehen dunkle Wolken auf, und lediglich für die Elektronikindustrie sind die Zukunftsperspektiven heiter

Eine einzige Metapher durchdringt also, wie Black (1962, 1979) ausgeführt hat, zwei ganze konzeptuelle Felder. Die Schwäche jeder Metaphernparaphrase besteht bei weitem nicht nur darin, daß sie den wörtlichen semantischen Gehalt des metaphorisch verwendeten Ausdrucks unberücksichtigt läßt (ohne Searle 1979a (1982: 136) nahetreten zu wollen). Eine solche Paraphrase verharrt in einem einzigen sprachlichen Bereich, während eine Metapher zwei Bereiche über komplizierte Parallelen von unbestimmter Tiefe miteinander verknüpfen kann. Sperber & Wilson 1986 behaupten, die Interpretation von Tropen sei grundlegend *unpropositional*, und die erwähnten Bereichsüberschneidungen spiegeln genau das wieder. Die Übereinstimmungstheorie verdeutlicht auch, warum in guten Metaphern normalerweise (metaphorisch implizierte) 'abstrakte' Begriffe durch 'konkrete' ersetzt werden und nicht umgekehrt, wie der Vergleich zwischen den beiden folgenden Metaphern zeigt:

(215) Liebe ist eine Flamme

(216) Eine Flamme ist Liebe

²⁹ Bei Leach 1964 finden sich interessante und komplizierte Übereinstimmungen dieser Art zwischen Menschentypen und Tierarten.

Wenn nämlich eine Metapher wie ein Modell, eine Landkarte oder die Analogie eines Bereichs ist, dann kann sie, wie alle Modelle, Landkarten und Analogien, nur sinnvoll und erfolgreich sein, wenn sie einfacher, schematischer und verständlicher ist als der komplexe Bereich, den sie abbildet. Die Übereinstimmungstheorie hilft auch, andere mißlungene Metaphern zu erklären. So weist Morgan (1979) darauf hin, daß nach Millers Vergleichsschema für nominale Metaphern mit (217) metaphorisch umschrieben werden könnte, daß Herbert ein Maschinist ist, wenn auch mein Vater (der nicht Herbert heißt) einer ist.³⁰

(217) Herbert ist mein Vater

Die Erklärung würde lauten, daß es der verunglückten Metapher nicht gelingt, eine angemessene Übereinstimmung zwischen den beiden Bereichen, zu denen *Väter* und *Maschinisten* gehören, herzustellen – nicht jeder Bereich eignet sich als Modell für beliebige andere Bereiche.

Mit der Übereinstimmungstheorie lassen sich daher mehrere wohlbekannte Eigenschaften der Metaphern erklären – die 'Unpropositionalität' oder relative Unbestimmtheit der Bedeutung einer Metapher, die Tendenz, abstrakte Begriffe durch konkrete zu ersetzen, und die Unterschiede im Erfolg von Metaphern.

Wir wollen nun die groben Umrisse einer pragmatischen Metaphernanalyse zusammenfassen. Zuerst muß erklärt werden, wie eine beliebige Trope oder eine nicht-wörtliche Verwendung von Sprache erkannt wird; hier sind vermutlich Grice's Maximen oder ihre Weiterführung von zentraler Bedeutung. Dann ist zu klären, wie Metaphern von den anderen Tropen abzugrenzen sind, und dabei spielt eventuell die Suche nach einem möglichen entsprechenden Bereich, der für den betreffenden Diskurs relevant ist, eine entscheidende Rolle. Ein weiterer Fingerzeig könnte das Fehlen der Merkmale sein, die man mit den anderen Tropen wie Ironie oder Untertreibung verbindet (so wird Ironie normalerweise in Verbindung mit einer Kritik eingesetzt). Nach der Identifikation der Metapher muß ihre Interpretation auf unserer allgemeinen Fähigkeit, analogisch zu denken, aufbauen. Gäbe es eine Erklärung für diese sehr allgemeine kognitive Fähigkeit, so wäre diese wahrscheinlich direkt auf die Interpretation metaphorisch verwendeter sprachlicher

³⁰ Man könnte behaupten, daß (217) eine mißlungene Metapher ist, weil es sich um eine Identitätsaussage handelt und Miller diese stillschweigend von seiner Regel ausgenommen hatte. *Herbert ist ein Vater* oder *Herbert ist väterlich* funktioniert jedoch ebensowenig.

Ausdrücke anzuwenden. Es ist möglich, wenn auch nicht wirklich belegt, daß zu dieser Verarbeitung auch die von Miller vorgeschlagene Umwandlung der Metaphern in die komplexe Vergleichsform gehören würde. Auf jeden Fall könnte man sagen, daß die linguistische Pragmatik allein, ohne beträchtliche Unterstützung durch die Psychologie, eine solche allgemeine Theorie der Analogie wohl nicht liefern muß. Im Falle einer Arbeitsteilung käme den Psychologen möglicherweise die Aufgabe zu, die allgemeine Theorie der Analogie zu erarbeiten, während die Pragmatiker den Auftrag hätten, diejenigen Äußerungsarten zu bestimmen, die auf einer solchen Interpretation beruhen, zu erklären, wie man sie erkennt und wie sie aufgebaut sind, und die Bedingungen zu nennen, unter denen sie gebraucht werden. Außerdem wäre zu erklären, inwiefern verschiedene Kontexte die Suche nach Übereinstimmungen beim Interpretieren einschränken, wie aus den folgenden Beispielen ersichtlich wird:

(218) A: Was für ein wunderschönes Haus!

B: Ja, hier waltet meine Frau

(219) A: Was für ein schmutziges altes Büro!

B: Ja, hier waltet Wilhelm

Kurz gesagt – in der Implikaturtheorie selbst spiegelt sich der Einfluß der allgemeinen Eigenschaften kooperativer Interaktion (die keineswegs spezifisch für Sprache sind) auf Sprachstruktur und -gebrauch, und genauso erfaßt eine Metapherntheorie vor allem den Einfluß der ganz allgemeinen kognitiven Fähigkeit, in Analogien zu denken, auf Sprachstruktur und -gebrauch. Genau wie wir möglicherweise empirische Untersuchungen zur Interaktion heranziehen, um unser Verständnis von Implikaturen und pragmatischen Inferenzen zu verbessern, können wir uns auch auf psychologische Untersuchungen zu analogischem Denken (einschließlich Theorien aus der Künstlichen Intelligenz über das Vergleichen und Erkennen von Mustern) stützen, um bisher noch fehlende grundlegende Erkenntnisse über die Verarbeitung von Metaphern zu gewinnen. In beiden Fällen befaßt sich die Pragmatik vor allem mit der Interaktion zwischen einem sprachlichen und einem im Grunde unabhängigen Bereich menschlicher Erfahrung.

3.2.6 Implikatur und Sprachstruktur

Die Theorie der konversationellen Implikaturen ist eine Theorie des Sprachgebrauchs. Dennoch hat sie nachweislich beträchtliche Auswirkungen auf die Erforschung der Sprachstruktur, das heißt auf die Betrachtung der Sprache als geschlossenes Regelsystem. Damit eröffnen sich natürlich interessante Beziehungen zwischen Struktur und Funktion, die in vielen gegenwärtigen Grammatiktheorien nicht berücksichtigt werden oder zumindest nicht in den Rahmen einer Linguistiktheorie zu gehören scheinen.

Man sieht recht schnell, daß die linguistische Beschreibung von Morphemen und lexikalischen Einheiten gelegentlich auf den Begriff der konversationellen Implikatur (oder zumindest auf etwas ähnliches) zurückgreifen muß. Nehmen wir beispielsweise die deutschen Diskurspartikeln *nun*, *oh*, *ah*, *so*, *jedenfalls*, *eigentlich*, *doch* oder *immerhin*. Diese sind gewissermaßen 'Heckenausdrücke' für Maximen (*maxim hedges*), die dem Empfänger anzeigen, wie die so eingeleitete Äußerung mit den Kooperationserwartungen übereinstimmt (Brown & Levinson 1978: 169ff.). R. Lakoff (1973a) hat darauf hingewiesen, daß sich zumindest eine Bedeutung des englischen *well* so darstellen läßt: *well* drückt aus, daß der Sprecher sich bewußt ist, die Forderungen der Maxime der Quantität nicht vollständig erfüllen zu können. Folglich taucht *well* typischerweise in Teilantworten wie der folgenden auf (für die deutsche Entsprechung *nun* gilt das gleiche):

- (220) A: Where are my glasses?
(‘Wo ist meine Brille?’)
B: Well, they're not here
(‘Nun, hier ist sie nicht’)

(*Well* läßt sich auch anders interpretieren – zum Beispiel in Form einer Hecke für die Relevanz (siehe Brockway 1981) oder in bezug auf die Diskursstruktur (siehe z.B. Owen 1980: 68–78, 1981), aber auch diese Ansätze beruhen – unabhängig von ihrer Formulierung – auf konversationellen Erwartungen.) Entsprechend könnte man den Ausdruck *anyway* zumindest in einigen Verwendungen (die deutsche Entsprechung wäre *wie dem auch sei*) als Hecke für die Relevanz interpretieren, da er zu implizieren scheint, daß eine so eingeleitete Äußerung für den Gesprächsverlauf auf direktere Weise relevant ist als die unmittelbar voraufgehende Äußerung (Brockway 1981, Owen 1982):

- (221) A: Oh I thought it was good
(‘Oh, ich fand es gut’)
B: Anyway, can we get back to the point?
(‘Wie dem auch sei, können wir auf den eigentlichen Punkt zurückkommen?’)

(Auch hier würden die Begriffe der Konversationsanalyse – siehe Kapitel 6 – vielleicht eine bessere Interpretation ermöglichen, doch nach wie vor gilt: Die Beschreibung bestimmter lexikalischer Einheiten erfordert den Bezug auf verschiedene Arten der konversationellen Inferenz.) In allen Sprachen gibt es viele solcher Ausdrücke – für das Deutsche ließen sich *übrigens*, *na*, *stimmt* oder *weißt du* hinzufügen (vgl. auch James 1972, 1973) –, und manche Sprachen verfügen sogar über eine außergewöhnliche Menge (siehe z.B. Longacre 1976a, Brown & Levinson 1978: 151ff.). Die Metasprache zur Beschreibung des Lexikons einer natürlichen Sprache muß also offensichtlich auf konversationelle Funktionen Bezug nehmen, und zur Formulierung solcher Funktionen kann man die Implikaturen heranziehen.

Eine weitere Verbindung zwischen den konversationellen Implikaturen und dem Lexikon ist von größerem theoretischen Interesse. Anscheinend liefern die konversationellen Implikaturen systematische Beschränkungen für *mögliche lexikalische Einheiten* in einer natürlichen Sprache (siehe insbesondere Horn 1972).³¹ Die grundlegende Beschränkung sieht etwa so aus:

- (222) Geht mit der Verwendung einer lexikalischen Einheit *w* eine generelle konversationelle Implikatur *I* einher, so gibt es unter sonst gleichen Umständen keine lexikalische Einheit *x*, die *I* direkt enkodiert

Im Grunde ist dies eine Redundanzbeschränkung. Wird ein Begriff im allgemeinen durch einen existierenden sprachlichen Ausdruck impliziert, so wird dieser Begriff nicht direkt lexikalisiert. Betrachten wir zum Beispiel die lexikalisierte Inkorporierung einer Negation wie in *kein*, *nie*, *weder/noch* oder *unmöglich*. Es gibt tatsächlich ein systematisches Paradigma möglicher (realisierter) und unmöglicher (nicht realisierter) Inkorporationen einer Negation:

³¹ Über die großen Probleme mit der Definition des Begriffs *lexikalische Einheit* (in Kontrast zu *Morphem* u.ä.) sehen wir hier hinweg; eigentlich müßten sie geklärt werden, um die folgenden Generalisierungen eindeutig überprüfbar zu machen.

(223)	<i>Negierte Phrase</i>	<i>Lexikalische Inkorporation</i>
	nicht möglich	unmöglich
	nicht notwendig	*unnötig
	nicht einige	niemand/keine
	nicht alle	*nalle/*kalle
	nicht manchmal	nie
	nicht immer	*nimmer (nur im Sinne von 'nicht mehr', 'niemals' lexikalisiert)
	nicht oder	noch
	nicht und	*nund

Nun lassen sich Skalen wie unter (117) erstellen:

- (224) <notwendig, möglich>
 <alle, einige>
 <immer, manchmal>
 <und, oder>

Verwendet man die Einheit auf der jeweils rechten Seite der Skala in einer Behauptung, so wird demnach impliziert, daß die stärkere Einheit nicht gilt – man impliziert also, gemäß (121), 'nicht notwendig', 'nicht alle', 'nicht immer' und 'nicht und'. Diese Ausdrücke sind jedoch nach der Beschränkung (222) nicht lexikalisiert, was zu dem Paradigma (223) führt.

Gazdar & Pullum 1976 haben mit Hilfe Gricescher und anderer Prinzipien die theoretisch verblüffende 'Sparmaßnahme' im Lexikon erklärt, daß trotz der potentiell unendlichen Zahl wahrheitsfunktionaler Konjunktionen in den natürlichen Sprachen nur zwei oder drei wirklich wichtige verwendet werden. So kann verlässlich vorhergesagt werden, daß in keiner Sprache eine Wahrheitsfunktion lexikalisiert ist, die zwei Sätze verlangt, aber einen Wahrheitswert ergibt, der, sagen wir, nur durch die Wahrheit oder Falschheit des rechten Konjunks bestimmt wird. Das liegt natürlich daran, daß bei einer solchen Konjunktion das linke Konjunkt immer redundant wäre – und das würde einen ständigen Verstoß gegen die Maxime der Quantität bedeuten.

Interessant ist die Frage, ob es irgendwelche pragmatischen Beschränkungen für die Syntax gibt, die auf konversationellen Implikaturen beruhen. Anwärter dafür gibt es eine ganze Menge. So verweist G. La-

koff (1974) auf **syntaktische Verschmelzungen** (*syntactic amalgams*) wie (225), bei denen Teile eines Satzes in einem anderen auftauchen.

- (225) Peter hat *du kannst dir nicht vorstellen, wieviele Leute zu du glaubst nicht, was für einer Party eingeladen*

Dies ist, laut Lakoff, eng verwandt mit:

- (226) Peter hat *eine Menge Leute zu einer verrückten Party eingeladen*

Freilich können nicht beliebige Satzfragmente in die kursiv gekennzeichneten Leerstellen eingesetzt werden:

- (227) ?Peter hat *Harald wußte immer, wieviele Leute zu du glaubtest nicht, was für einer Party eingeladen*

Die Beschränkung funktioniert etwa wie folgt: Nehmen wir einen Satz wie (228), der (229) konversationell impliziert; dann läßt sich die Nominalphrase *eine Menge Leute* durch die indirekte Aufforderung *du kannst dir nicht vorstellen, wieviele Leute* ersetzen, die in einer Implikationsbeziehung zu jener Nominalphrase steht – siehe (230).

- (228) *Du kannst dir nicht vorstellen, wieviele Leute Peter zu seiner Party eingeladen hat*
 (229) Peter hat *eine Menge Leute* zu seiner Party eingeladen
 (230) Peter hat *du kannst dir nicht vorstellen, wieviele Leute* zu seiner Party eingeladen

(Natürlich gibt es noch viele andere Beschränkungen – siehe G. Lakoff 1974: 323.) Hier liegt also offenbar ein syntaktischer Prozeß vor, der durch die konversationelle Implikatur systematisch beschränkt wird.³²

Es gibt noch mehr Anwärter für Konstruktionen mit Implikaturbeschränkungen; dazu gehört die uns wohlbekannte asymmetrische Konjunktion, bei der zwei Konjunkte in die Reihenfolge gesetzt werden müssen, in der die ihnen entsprechenden Ereignisse abgelaufen sind, damit der Maxime der Modalität Genüge getan wird. Überdies unterliegen nicht-restriktive Relativsätze einer konversationellen Relevanzbeschränkung: Der eingebettete Satz muß für das gegenwärtige Gesprächsthema weniger relevant sein als der Hauptsatz (siehe Gazdar

³² Im Gegenzug ließe sich behaupten, Ketten wie (230) seien eigentlich keine wohlgeformten Sätze und müßten im Rahmen einer (bisher noch nicht existierenden) Theorie für **Semi-Sätze** behandelt werden, die unabhängig davon auch für Ellipsen im Gespräch benötigt wird. In diesem Fall würde ein großer Teil des gesamten syntaktischen Apparats einer Sprache in einer solchen pragmatischen Theorie für Semi-Sätze wiederholt werden – siehe Morgan 1973.

1980a). Auch für Ironie, Metaphern und rhetorische Fragen kann es konventionelle Indikatoren und strukturelle Korrelate geben (Brown & Levinson 1978: 267ff.). So verweist Sadock (1974) darauf, daß im Englischen rhetorische Fragen, die eine negative Antwort nahelegen, die Verwendung von **negativen Polaritätsausdrücken** zulassen, also von sprachlichen Ausdrücken, die sonst auf negative Umgebungen beschränkt sind. Zahlreiche weitere mögliche Fälle ergeben sich aus der Analyse *indirekter Sprechakte* als Implikaturen (wie wir in Kapitel 5 sehen werden; siehe auch G. Lakoff 1974, Ross 1975).

Eine bisher vernachlässigte Interaktion zwischen Implikatur und Sprachstruktur findet sich schließlich im Bereich des *Sprachwandels*. Bekanntlich sind die Metapher und andere Tropen zum Teil verantwortlich für die beträchtlichen semantischen Verschiebungen, denen die Wortbedeutungen im Laufe der Zeit unterworfen sind. So sind Euphemismen zunächst höfliche Metaphern, nehmen aber bald die Bedeutung an, die sie ursprünglich impliziert hatten. Ähnliches gilt für die Höflichkeitsformen. Übertreibungen wie in den Verwendungen der deutschen Wörter *schrecklich* oder *wahnsinnig* oder der englischen *frightfully* und *awfully* können zu neuen Bedeutungen führen. Der Begriff *starve* bedeutete im Mittelenglisch einfach 'sterben', aber aufgrund von Verwendungen, die zu (231) parallel sind, bedeutet er mittlerweile in den meisten englischen Dialekten 'großen Hunger leiden' (inzwischen muß man *starve to death* sagen, wenn man 'verhungern' meint; siehe Samuels 1972: 53, von dem diese Beispiele stammen, und Ullman 1962).

(231) I'm dying to see you ('die Sehnsucht nach dir bringt mich um')

Dieser Prozeß ist zwar gut dokumentiert, aber seine genauen Abläufe kennt man nicht. Gibt es einen Punkt, an dem sich Implikaturen plötzlich in konventionelle Bedeutungen verwandeln, oder läuft der Prozeß der Konventionalisierung allmählich ab (und wenn ja, wie ist das mit unserer Vorstellung vom Lexikon vereinbar)? In einigen eingegrenzten Bereichen sind wohl verschiedene Stufen des Sprachwandels zu beobachten – von partikulären zu generellen konversationellen Implikaturen, dann zu konventionellen Implikaturen, wie beispielsweise bei einigen konventionell enkodierten Höflichkeitsformen in asiatischen Sprachen (siehe Levinson 1977: 47–60), und natürlich bei den Höflichkeitspronomen der zweiten Person in indoeuropäischen Sprachen (siehe Brown & Gilman 1960 und die Literaturangaben dort). Weitere Fragen lauten: Entwickeln sich die beobachtbaren syntaktischen Korrelate dieser semantischen Verschiebungen (z.B. die Ergänzung von englisch *die* durch ein *to*-Komplement in (231)) aus der Entstehung einer neuen Bedeutung oder

verursachen sie sie? Wir wissen einfach noch nicht viel über die Rolle der Implikaturen in diesem Prozeß (aber Kommentare und Vermutungen dazu finden sich in Cole 1975, Brown & Levinson 1978: 263ff. und Morgan 1978).³³

Auf jeden Fall ist unbestreitbar, daß Implikaturen im Sprachwandel eine zentrale Rolle spielen und sowohl syntaktische als auch semantische Veränderungen auslösen. Es handelt sich wohl um einen der wenigen ganz wichtigen Mechanismen, bei denen der Sprachgebrauch auf die Sprachstruktur zurückwirkt und sie beeinflusst. Besonders hier bietet sich also funktionalen Zwängen ein Weg, der Struktur einer Sprache ihren Stempel aufzudrücken.

³³ Damit soll nicht verschwiegen werden, daß es eine Fülle von Literatur über semantischen Wandel gibt, aber die Implikaturtheorie könnte hier interessante neue Analysen ermöglichen.